



# Das Waldviertel

NEUE FOLGE 1964 Nr. 11/12

## ZEITSCHRIFTENSCHAU

**Mühlviertler Heimatblätter.** Zeitschrift der Mühlviertler Künstlergilde im Oberösterreichischen Volksbildungswerk. Linz-Urfahr, 1963/64. 3. Jahrgang (1963). Aus dem Inhalt: M. Hilpert, Lichtmeß — das Neujahr der bäuerlichen Dienstboten. Volkskundliche Zusammenstellung alter Bräuche, wie sie einmal üblich waren, wenn das Gesinde den Arbeitsplatz wechselte. So ähnlich wie im Mühlviertel war es auch im Waldviertel; R. Zemann, Der Getreidekasten zu Obermühl a. D.; L. Hirsch, Eine Schulmeisteranstellung vor 250 Jahren (Wartberg ob der Aist, um 1728); Hans Commenda, Das Volkslied im Mühlviertel. Eine interessante Studie über die Einzugsbereiche der Lieder, unter denen auch das benachbarte Waldviertel eine nicht unbedeutende Rolle spielt; H. Schober-Awecker, Fasching in Linz anno 1635; A. Fischer-Colbrie, Heimkehr in die Altstadt (Linz). Viel Besinnliches um alte Häuser und Gassen mit Bildreproduktionen alter Ansichten; R. Zemann, Wald, Mensch und Heimat, eine historische Studie über die Waldwirtschaft; S. Wallner, Wanderwege im mittleren Mühlviertel; 4. Jahrgang (1964): R. Zemann, Ein Beitrag zur Geschichte der Jägerei; L. Hirsch, Das Interdikt über die St. Anna-Kapelle (Pregarten 1674 bis 1683); Fr. Winkler, Altes Erzählgut aus dem Mühlviertel (mit netten Skizzen); H. Schober-Awecker, Aus der Rechtsgeschichte von Linz (Morde aus dem 17. Jahrhundert); V. E. N., Ein Altweg von der Donau bis zur Moldau. Ein sehr interessanter Beitrag zur Geschichte der Altstraßen im Rodegebiet nördlich der Donau. B. Ulm, Romanische Landkirchen im unteren Mühlviertel; Fr. Huemer-Kreiner, Die Besiedlung des „oberen“ Forstes der Herrschaft Grätzen durch die Grafen von Buquoy. Siedlungsgeschichte aus dem 17. und 18. Jahrhundert eines Gebietes, welches dem Waldviertel unmittelbar benachbart ist (Buchers) und eine ähnliche Rodungsstruktur aufweist; Fr. Schober, Der Markt Arbesbach im Waldviertel. Hier weist der Verfasser auf die engen Beziehungen zwischen dem westlichen Waldviertel und dem angrenzenden Mühlviertel hin, welche auf gemeinsamen geographischen Grundlagen beruhen und sich in der Besiedlungsgeschichte besonders widerspiegeln. Hüben wie drüben die selben Adelsfamilien als Grundherren, ebenso auch wie die Namen der bäuerlichen Grundholden. Der Verfasser ist der Ansicht, daß längs der alten Saumstraße von Königswiesen herüber nach Arbesbach ein Siedlungsstoß erfolgt sei, eine Tatsache, welche auch durch den Umfang des Arbesbacher Pfarrsprengels, der Mühlviertler Gemeinden umfaßte, erhärtet wird. Auf diesem Gebiete wären noch eingehende Forschungen notwendig! M. Fuchs, Aschach, das Tor zum Oberen Mühlviertel; W. Dornstauder, Die Pflanzenwelt um Feldkirchen an der Donau; M. Premstaller, Die Weberkarde (eine Art Distel, die zum Aufrauhem der Wollstoffe verwendet wird); Topographisches zur Schulgeschichte von Neuhaus; J. Reisinger, Mauthausen — ein alter Siedlungsboden.

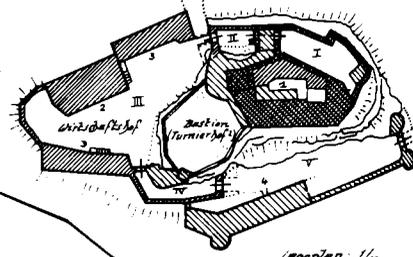
Der Aufgabe dieser vielseitigen Heimatblätter entsprechend, finden wir in jedem Heft Erzählungen, Gedichte, künstlerische Reproduktionen, Holzschnitte, vor allem aber Würdigungen und Biographien von Malern, Graphikern, Dichtern, Schriftstellern und Komponisten. Wir lesen über Franz Brosch, Franz v. Zülow, Hans Wagner-Schönkirch, Otto Guern, Klemens Brosch, Franz Klenzl, Franz Schnopfhagen, Julius Zerzer, Hans Commenda, Franz Neuhofer und Susi Wallner. Jedes Heft enthält zahlreiche Buchbesprechungen und Mitteilungen der Künstlergilde.

Wir verfolgen unser Schwesterblatt des benachbarten Mühlviertels mit großem Interesse und wünschen ihm jene Verbreitung, die es verdient, vor allem in jenen Kreisen, welche der Kunst, Kultur, Wirtschaft, dem Fremdenverkehr und der Heimatpflege besonders nahe stehen.



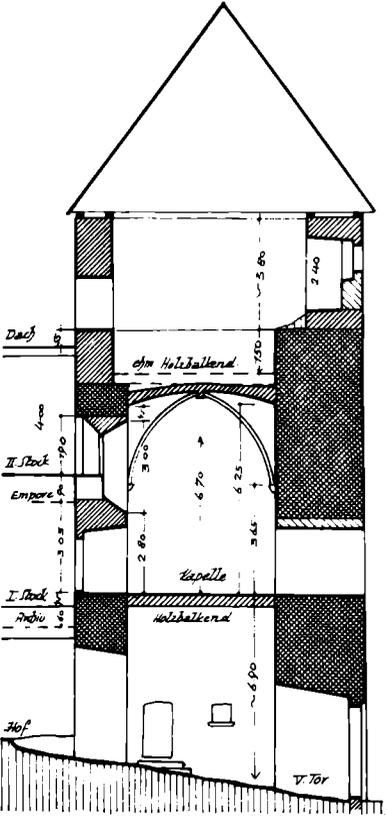
Burg Rappoltenstein Bezirk Zwettl-Groß Gerungs (Waldviertel) Niederösterreich

I - V Vorhöfe zur Hochburg  
1 die Hochburg, 2 ehem Getreidelager  
3 ehem Stallbau (16. Jahrhundert)  
4 „seign Brauhaus“ (Späher 16. Jahrhundert)



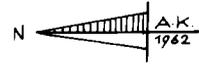
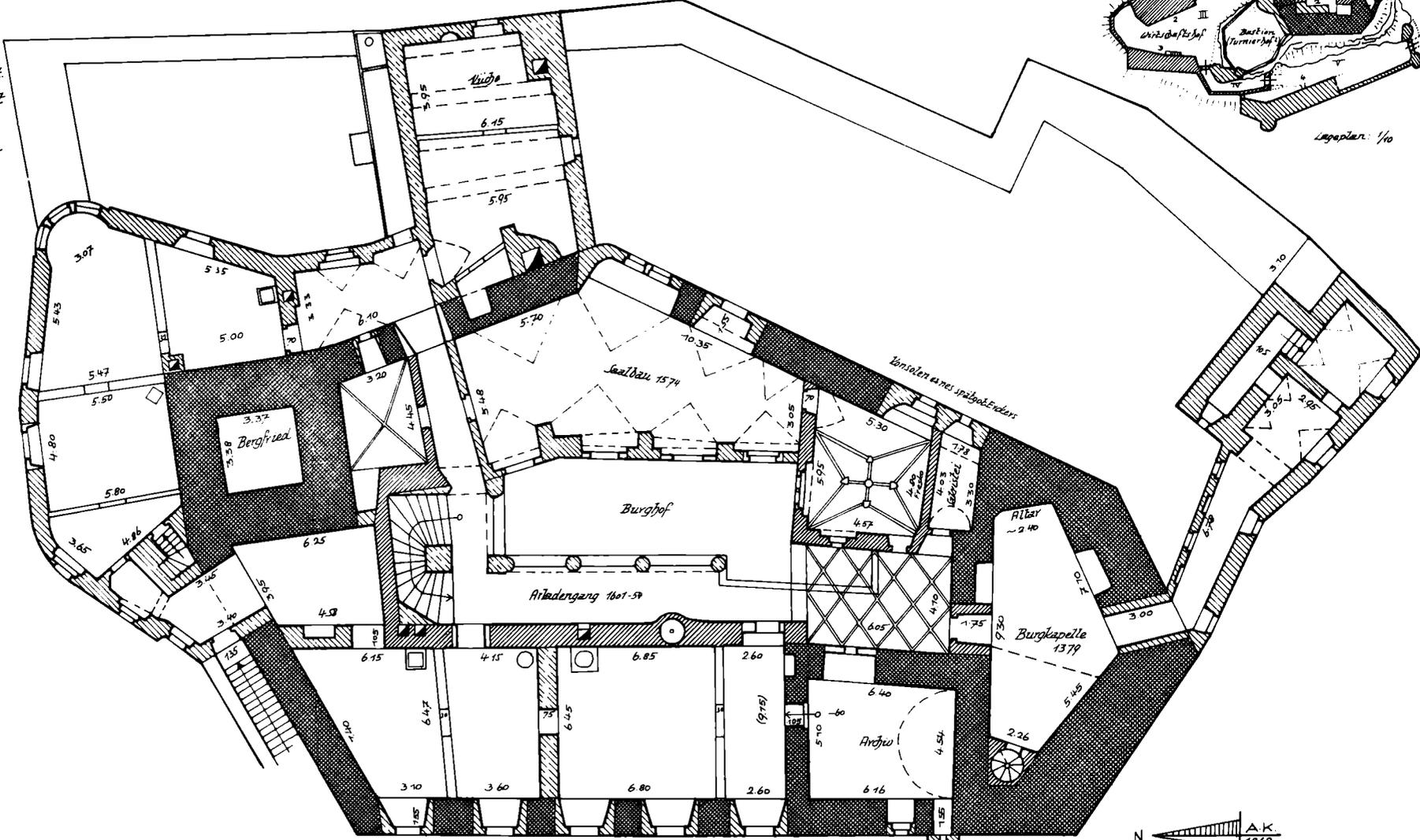
Grundplan: 1/10

■ Romanischer Bau, 2. Hälfte 12. Jahrhundert  
 ▨ gotisch-spätgotische Bauteile, 14 u. 15. Jahrhundert  
 ▩ Renaissance-Zu- und Umbauten, 16. Jahrhundert  
 □ Barock und neuzeitliche Einbauten



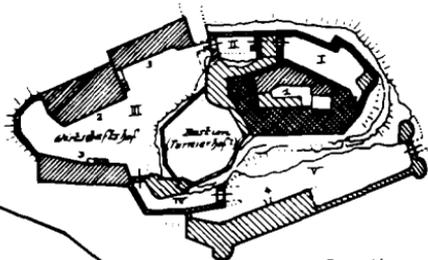
südlicher Turm- und Kapellenbau

verf. Dr. im Bundesdenkmalamt Wien



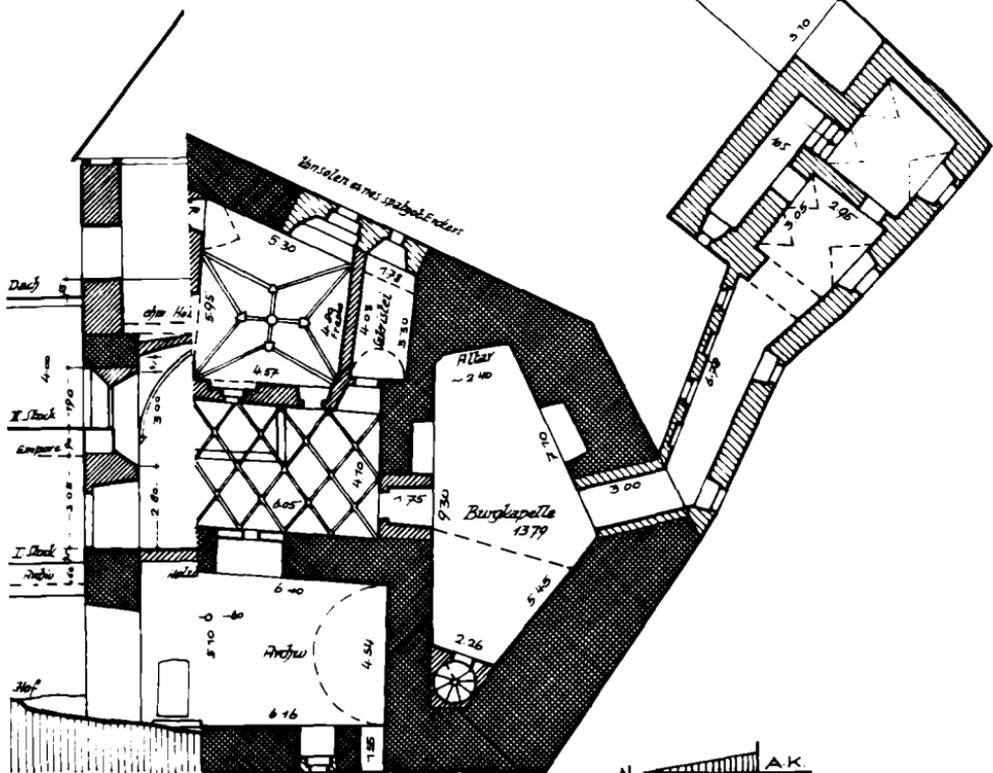
Burg Kapf

I-V Vorhöfe zur Hofburg  
 1 die Hofburg 2 ohne Grundmauer  
 3 ohne Schallkuppel (16. Jahrhundert)  
 4, siehe Braunschweig-Speicher & Hofplatz



Maßstab 1/10

-  Romanische
-  gotisch-spät
-  Renaissance
-  Barock usw.



nördlicher Teil



Einzelpreis € 6.—

Halbjährig € 36.—

Druck Buchdruckerei  
Josef Faber, Krems  
an der Donau, Obere  
Landstraße Nr. 12  
Verwaltung Obere  
Landstraße Nr. 12

Das  
**Waldviertel**  
Zeitschrift für Heimatkunde  
und Heimatpflege

Erscheint alle zwei  
Monate. Eigentümer  
Herausgeber u. Verleger  
Waldviertler Heimat-  
bund; Verantwortlicher  
Schriftleiter Dr. Wal-  
ter Pongratz, Wien 18  
Pögleinsdorfer Höhe 37

13. Jahrgang

November-Dezember 1964

Folge 11/112

## DIE BURG RAPPOTTENSTEIN

(mit zwei Grundrissen)

Von Adalbert K l a a r

Im heurigen Jahre waren es genau 300 Jahre her, seit Ernst Reichsgraf von Abensberg-Traun Burg und Herrschaft Rappottenstein käuflich erworben hat. Seit 1664 ist also die Burg samt dem dazugehörigen Gute ununterbrochen im Besitze dieser Familie. Im Sommer dieses Jahres hat Hochschulprofessor Dipl. Ing. Dr. Adalbert K l a a r die Burganlage genau vermessen. Wir freuen uns, das Ergebnis seiner Untersuchung erstmals zum Abdruck bringen zu dürfen und danken ihm und dem Bundesdenkmalamt für die zur Verfügung gestellten Baupläne.

**Die Schriftleitung**

Die Burgen des westlichen Waldviertels unterscheiden sich in ihrer geographischen Lage und historischen Entwicklung auffallend von diesen entlang des mittleren Kampflufes, der Krems und Thaya. Sind letztere linear über den tief eingeschnittenen Tälern aneinander gereiht, so verteilen sich die Burgen im Westen punktförmig über die 500 bis 600 Meter emporragende, reich gegliederte Hochfläche an der europäischen Wasserscheide.

Da kulturgeographische Feststellungen immer historische Ursachen darlegen, so ist in diesem Falle der Besiedlungsvorgang in diesem noch im Hochmittelalter dicht bewaldeten Rodungsland als die Ursache zu bezeichnen.

Das Gebiet umfaßt die heutigen Gerichtsbezirke Zwettl, Weitra, Groß-Grünburg. Es reicht nach Süden bis an den Weinsbergerforst und an die Wasserscheide von Kamp und Krems. Im Nordwesten ist der Einzugsbereich der Lainsitz die Grenze. Dieser Raum wird im Mittelalter als „Districtus Zwettlensis“ 1290 und „Districtus Witrensis“ 1376 bezeichnet. In der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde ein Großteil dieses Gebietes als Reichslehen dem Ministerialgeschlecht der Kuenringer übergeben. Diese sind es auch, welche seit dem 2. Viertel des 12. Jahrhunderts bis über die Jahrhundertwende eine

umfangreiche Besiedlung des Waldlandes ins Leben gerufen und gefördert haben. Leitlinie war der „Polansteig“, welcher von der Horner-Bucht ausgehend, über Weitra nach Böhmen führte. Zu diesem gesellen sich nächst Zwettl von der Donau her nordwärts führend, der „steinerne Weg“ über Rappottenstein und ein Weg von Spitz über Ottenschlag hinzu. An diesen vermutlich schon vorgeschichtlichen Wegen beobachtet man ältere kleine Siedlungskerne mit slawischen Ortsnamen. Die bäuerliche Siedlungsform aus der Rodezeit der Kuenringer sind vorwiegend planvollst angelegte Angerdörfer mit Gartenackerparzellen und Gewannfluren. Entlang der Lainsitz treten jüngere Formen des Reihendorfes mit der Waldhufenflur hinzu. Im gebirgigen Südwestteil lockern sich die Angerdörfer zu planmäßigen Weilerformen auf, wobei die Gewannsysteme Hofackergrundstücke mitaufnehmen. Die Ortsnamen weisen vorwiegend deutsche, genitivische, mitunter auch slawische Personennamen vor.

Mit dieser dörfischen Besiedlung verbunden, entstehen als Verwaltungssitze die Burgen und Gutshöfe. Sie kommen einzelstehend und im Verband mit ebenso planmäßig gegründeten Marktplätzen und Städten vor. Drei Burgstädte von dauernder Bedeutung sind von den Kuenringern angelegt worden: Zwettl vor 1200, Weitra um 1200 und Gmünd vor 1250. In naher Lage zu den gleichlautenden Burgen entstehen die Märkte Arbesbach, Kirchberg am Walde und unser Rappottenstein. Alleinstehende Burgen und Wirtschaftszentren waren Harmannstein 1162, Engelstein, Rosenau 1194 (1573 als Neubau verlagert), vielleicht verschollene Anlagen in Merzenstein und Waldenstein. Es soll auffallen die Namensgebung dieser Burgen auf -stein, -fels oder -au, also Geländebezeichnung.

Der kurze Hinweis auf die planvoll ausgerichtete Verteilung von Dorfsiedlung, Burg, Stadt und Markt möge als Begründung für die Standortwahl der Burg Rappottenstein sein. Ihre Entstehung wird einen Rapoto von Kuenring-Schönberg zugeschrieben, welcher zwischen 1157 bis 1176 lebte. Urkundlich wird Rappottenstein 1190 genannt, 1259 als Castrum bezeichnet. Die Entstehung der Burg würde der Namensgebung nach um 1170 anzunehmen sein. Die erste urkundliche Nennung von 1190 bestätigt ihr Vorhandensein.

Die nun folgende bautechnische Beschreibung der Burg soll zugleich die Bauphasen in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge erklären.

Vom Burgenbau aus dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts sind wesentliche Bauteile erhalten. Sie vermitteln sehr anschaulich den Burgentypus dieser Zeit. Schon der Standort der Burg auf dem schroffen, blockartig gefügten Granitfelsen überragt nicht nur das Tal, sondern auch die hier gebirgige Hochfläche. An höchster Stelle ist der quadratische Bergfried von 7.55 Meter Seitenlänge und rund 30 Meter Höhe errichtet. Er birgt mit dem Verließgeschoß sieben Stockwerke. Die beiden obersten Geschoße sind nicht mittelalterlich. Von diesem hochragenden Bergfried zweigen die Außenmauern der

Hochburg ab. Wenn dieselben auch durch das Felsengelände zusammengefaßt eine polygonale Umgrenzungslinie bilden, so sind die einzelnen Mauerteile geradlinig geführt. Dies bedeutet ein stilistisches Kennzeichen des Burgenbaues aus der angegebenen Gründungszeit. Die von ungleich großen behauenen Granitquadern gebildeten Umfassungswände haben eine einheitliche Mauerstärke von 1.50 bis 1.55 Meter. Das entspricht einem alten Baumaß von rund fünf Fuß.

Dieses Maß verstärkt sich auf das Doppelte an der Angriffs- und Torseite im Süden gegenüber dem Bergfried. Dieses mächtige Torgebäude hat heute drei Geschoße, spitzt sich im Grundriß keilförmig gegen außen zu und enthält im Winkel des Vorhofes das nur 2.33 Meter breite Haupteingangstor. Dieses ist wehrtechnisch so günstig angeordnet, daß nur wenige Angreifer an diese Stelle herankommen konnten. Innerhalb des Torbaues führt ein rampenartig gebogener Weg zur flachgeneigten Granitplatte des Burghofes. Gegenüber dem Torbau, an der nördlichen Schmalseite des Hofes, ragt der Bergfried mit seinen 9.45 Meter hoch gelegenen Eingang empor. Stammt der Bergfried, das keilförmig gestaltete Torgebäude und die durchaus 1.50 Meter starken, geraden Umfassungsmauern der Hochburg aus der ersten Bauzeit, so sind innerhalb der Mauerzüge Bautakte vorhanden, die nicht aus der ersten Bauzeit stammen und neugebaut beziehungsweise umgebaut wurden. Vor allem gilt dies vom Palasttrakt, welcher entlang der rund 31 Meter langen Westwand errichtet ist. Am ursprünglichsten dürfte sich der heutige, gewölbte Archivraum mit dem Untergeschoß beim Torbau erhalten haben. Die nicht im gleichen Niveau anschließenden Wohnräume nehmen wohl die Stelle des Palas ein, sind jedoch schon im Spätmittelalter umgebaut und wiederholt in der Renaissance- und Barockzeit neu gestaltet worden. An die Stelle eines hölzernen Verbindungsganges ist um 1654 der etwas plumpe Arkadengang mit dem Stiegenhaus getreten.

Eine genaue Zeitbestimmung läßt die Burgkapelle zu. Sie wurde vom Bischof von Passau 1379 geweiht. Sie befindet sich im 1. Obergeschoß (Hauptgeschoß) über der Toreinfahrt. Die gotischen Kreuzrippengewölbe überspannen den stark verzogenen Dreieckraum und sitzen auf Steinkonsolen, die mit den vier Evangelistensymbolen geziert sind, auf. Die Zeit des Kapellenbaues hängt mit den Besitzern, den Herren von Dachsberg zusammen, die zwischen 1305 bis 1423 die Burg inne hatten. Heinrich von Dachsberg hatte nach der Besitzteilung mit seinen Brüdern, den Söhnen Wolfgangs, 1371 bauliche Veränderungen durchführen lassen. Erklärlich, denn die Burg bestand bereits 200 Jahre und war gewiß in manchen Teilen erneuerungsbedürftig. An der Nordwand der Kapelle sind heute noch vermauerte Spitzbogenfenster erkennbar. Sie beweisen uns, daß um 1400 die Kapelle gegen den Burghof zu unverbaut war. Hinter dem Hochaltar gegen Osten war ein gleiches gotisches Fenster durchgebrochen worden, nicht aber an der Süd- und Angriffsseite.

Weitere schon spätmittelalterliche Ein- und Ausbauten wurden während des Besitzes der Starhemberg ab 1423 bis 1546 durchgeführt. Am meisten interessiert uns der Neubau entlang der abgelenkten Ostseite des Burghofes, zwischen Bergfried und dem Torbau. Im Hofgeschoß befindet sich unterhalb des Bergfriedeinganges, in den Fels gestemmt ein Küchenraum. An diesen schließt unmittelbar ein spätgotischer Hallenbau an, der mit einem Gelaß am Torbau endet und den Burghof stark verkleinert. Alle Architekturformen zwischen Küche, Halle und Gelaß weisen auf eine Bauzeit letztes Viertel 15. Jahrhundert hin. Der darüber aufgeführte Bau von zwei Geschoßen trägt die erst vor kurzem freigelegte Bauinschrift 1574, volle hundert Jahre später als die Halle errichtet sein kann. Es ist berechtigt anzunehmen, daß sich vorher über der Halle ein hölzerner Riegelwandbau befunden hatte. Das ist bei spätmittelalterlichen Burgenbauten keine Seltenheit. Hingegen ist der verzogen-quadratische, kreuzrippengezierte mit späteren Fresken bemalte Raum und die Sakristei über der Erdgeschoßhalle gleichzeitig mit der Halle und Küche errichtet. Vom Erdgeschoßraum neben der Toreinfahrt führte eine heute abgebrochene einarmige Stiege zur Kapelle und dem heutigen Archivraum empor. Von hier aus dürfte man über den schon erwähnten Holzgang zu den Palasräumen gelangt sein. Über dieser abgetragenen Stiege und zwischen Palas-Archivraum und dem spätgotischen Hallentrakt wölbt sich heute noch ein rautenartig gefügtes Netzgewölbe als Schutzdach. Mit diesen Bauwerken wurde nach hundert Jahren die nordseitigen Kapellenfenster verdeckt.

1546 ist die Burg in Besitz der Herren von Landau, 1646 wird sie vergeblich von den Schweden belagert, 1664 geht die bedeutende Burg an die derzeitigen Besitzer Abensperg-Traun über.

Hatten sich die spätgotischen Zu- und Umbauten immer innerhalb der starken Burgmauern des 12. Jahrhunderts erstreckt, so erweitert die Renaissancebautätigkeit des 16. Jahrhunderts die Hochburg nach Norden im Anschluß und am Fuße des Bergfriedes. Es wird ein casematenartiges Untergeschoß in den Fels gesprengt und vor dieses ein bastionsartiger, geräumiger neuer Burghof, tiefer als der alte, angelegt. Man gelangt zu dieser „Bastion“ über eine gerade Stiege von den Palasräumen des Hochschlosses wie vom 2. Vortor des 2. Vorhofes über den noch zu schreiben sein wird. Auch an der Südseite wird im Vorhof eine Stiege zu den erhöhten Wehrgängen erbaut. Diese Bauten und Vergrößerungen der Hochburg sind um 1570 zu setzen, also in die Zeit, in welcher der Neubau über der gotischen Halle im inneren Burghof erfolgt war.

Verlassen wir die Hochburg und wenden uns den Vorwerken der Befestigung zu, so schließen an den Torbau der Hochburg fünf Vorhöfe aneinander. Sie sind so angeordnet, daß sie sich schraubenartig um den Burgfels anschmiegen und dem steil abfallenden Gelände in Größe und Form angepaßt sind.

Der 1. Vorhof beginnt beim Haupteingang in die Hochburg und endet mit dem 1. Vortor, welches im direkten Verband mit der geraden rund 29 Meter langen Ostwand steht. Dieser 1. Vorhof ist gleichzeitig mit der Hochburg errichtet worden. Sein rundbogiges 1. Vortor weist veränderte romanische Bauformen auf. Innerhalb des Vorhofes über dem Tor befand sich ein längst abgebrochenes Torhaus. Zwei Sitznischen und eine Wandkastennische, wie Balkenlöcher, beweisen dasselbe. Ein jüngeres, gotisches Torhaus wurde mit einer Trakttiefe von rund 6 Meter vor das romanische Tor gebaut. Im 17. Jahrhundert ist auch dieser Bau wesentlich verändert und so erhöht worden, daß sich derzeit im Obergeschoß der Küchentrakt für das Hochschloß befindet. In der außen zugewendeten Torwand ist ein schön gearbeitetes Spitzbogentor mit Torfalzrahmen und felsseitig ein Ausfallspfortl eingelassen.

Knapp vor diesem gotischen Torbau ist ein zweiter, schmaler, rund 13.60 Meter langer Vorhof angelegt. Dieser wird vom hochragenden Bergfried beherrscht, talseitig wird er von einer gerade fortgeführten Mauer abgeschlossen. Sofort nach Zurücktreten des Bergfriedfelsens ist das dritte Tor beziehungsweise zweite gotische Tor in gleicher Bauart angeordnet worden. Die Schildmauer ist über 3.40 Meter stark und darüber befand sich gleichfalls ein Torhaus. Dieses hatte mit den Casematten unterhalb des Bergfriedfelsens mittels einer Wendeltreppe eine Raumverbindung. Vor diesem 3. Tor befand sich ein heute zugeschütteter Halsgraben mit Zugbrücke.

Mit diesen engen, rasch aneinander folgenden Hof- und Toranlagen war das Hauptverteidigungswerk zu Ende und es beginnt nach einem steilen Felsabstieg, schon im Schutze der Bastion des 16. Jahrhunderts, der nordseitig gelegene große dritte Vor- und Wirtschaftshof. In diesem befindet sich heute noch der Getreidekasten und die Stallbauten. Mit scharfer Wendung nach West führt der Zugang durch ein drittes, gleiches gotisches Tor, an sich das 4. Vortor, in den letzten, sehr engen, gebogenen vierten oder ersten mittelalterlichen Vorhof. Auch dieser ist durch ein gleiches gotisches Spitzbogentor und ehemaligen Halsgraben abgeschossen gewesen. Er schmiegt sich eng an den steilen Bastionsfelsen an. Der heutige barocke Uhrturm auf der Bastion stellte die Verbindung her.

Damit ist die mittelalterliche vergrößerte Wehrbefestigung der Burg abgeschlossen gewesen. Ihre Anlage und der Ausbau fällt in die Besitzzeit der Starhemberger und kann mit der allgemein eingeführten Befestigung von Burgen, Schlössern und Städten in der Hussitenzeit im Waldviertel in Zusammenhang gebracht werden. Die werktechnisch vorzüglich gearbeiteten Steinteile der gotischen Torrahmen und das nicht mehr so sorgfältig gefügte Zwickelmauerwerk der Wände bestätigen die Bauzeit vom mittleren Drittel des 15. Jahrhunderts.

Der tiefste und zugleich letzte Vorhof — man kann ihn auch als

den ersten bezeichnen — zieht sich entlang der Felswand, auf welcher die westliche 31 Meter lange Palaswand der Hochburg aufsitzt, dahin. Dieser 5. Vorhof beginnt mit einem Renaissancetor, welches von zwei Rundtürmen eingefasst ist. Auch davor lag ein schmaler Halsgraben. An einer fast 70 Meter geraden, von Rundzinnen bekrönten Außenmauer, wurde 1548 das sogenannte „Brauhaus“, ein dreigeschoßiger Speicherbau erbaut. Dieser 5. Vorhof mit dem „Brauhaus“, die Bastionsanlage mit dem Casematenbau an der Nordwand des Burgfelsens und dem Stiegenhaus im 1. Vorhof vor der Haupteinfahrt in die Hochburg, sind die nachmittelalterlichen Bauwerke aus dem mittleren Drittel des 16. Jahrhunderts. Die teilweise Verwendung von Ziegelmauerwerk an Wandbau und Gewölben ist gleichfalls für die zeitgemäße Beurteilung des Bauwerkes bestimmend. Auch damit ist ein wesentlicher bautechnischer Unterschied in der Mauertechnik zwischen Mittelalter und Neuzeit gegeben.

Die Beschreibung hat gezeigt, daß vier Bauabschnitte die heutige Burganlage gestaltet haben. Die Bauabschnitte sind 150 bis 200 Jahre von einander getrennt, ein Zeitraum, der für bauliche Erneuerung und für zeitgemäße Umbauten ganz allgemein notwendig ist. Bei Rappottenstein ist besonders beachtbar, daß die erste und daher älteste Bauanlage so vorzüglich erkennbar geblieben ist, sodaß man daraus einwandfrei den Burgenbautypus aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts erkennen kann, und dies ist für die Burgenforschung nicht zu übersehen.

Der Burgentypus, dem Rappottenstein angehört, besteht aus einzelnen für besondere Funktionen entwickelten Gebäude, die je nach der Geländelage von einem Mauerring zusammengefaßt werden. Die immer wiederkehrenden Gebäude innerhalb der Burganlage sind an sich wieder Bautypen, die zweckentsprechend aus ihrer Verwendung heraus entwickelt wurden. Die Bautypen sind Bergfried und Wehrtürme, der Palas als das Wohnhaus, die Burgkapelle, Torbauten und Wehrmauern. Dazu treten, wenn auch nicht mehr überall vorhanden oder abgetragen, Küchen- und Schmiedewerksbauten, Stallungen und Speicher. Die Zusammenstellung dieser genannten Gebäudetypen zur Burganlage ist fast bei jeder Burg anders, denn ihre Stellung ist nach den wehrtechnischen Gesichtspunkten ganz vom Gelände abhängig. Selbstverständlich ist auch die Bedeutung der Burg durch die Stellung des Besitzers niemals unbeachtet zu lassen. Dies wirkt sich auf Größe, Umfang, Stellung im Siedlungsraum oder als Grenzbefestigung und die Stellung im Wirtschaftsraum aus. Keine Burg ist als ein willkürlich entstandenes Objekt zu betrachten. Die Burgen sind wie Kirchen, Stifte, Dörfer, Märkte und Städte als das wesentliche Kennzeichen einer Kulturlandschaft zu sehen.

Bei Rappottenstein kommt ein Burgentypus besonders anschaulich zur Geltung, der die Höhenburg gegen Ende des 12. Jahrhunderts ausgebildet hatte. Nicht nur die Gebäudetypen im einzelnen sind klar

herausgearbeitet, auch der Versuch, das unbildsame Felsgelände mit geraden, gleichstarken Mauerzügen zu bewältigen und eine möglichst geschlossene, wehrtechnisch eindrucksvolle Gesamtform zu erreichen, ist hier vorzüglich gelungen. Das ist als stilbildendes und zeitgemäß entsprechendes Kennzeichen zu erkennen. Genauso wie bei einer Kirchentype der Spätromanik oder bei einer Gründungsstadt aus gleicher Zeit. Diese Burgentype ist natürlich nicht nur auf das Waldviertel Niederösterreichs beschränkt. Wir finden in ganz Österreich, wie in Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien, ja in den Kreuzzugsländern von Kleinasien diese Bauanlagen wieder. Für unser Gebiet können wir diesen Burgentypus als den der Hohenstaufenzeit und als den der babenbergischen Herzöge bezeichnen. Die spätmittelalterliche wehrtechnische Erweiterung, die bei Rappottenstein so deutlich zu bestimmen ist, gehört der Mitte des 15. Jahrhunderts zu, somit fällt sie in die Regierungszeit Kaiser Friedrich III., in der durch die Hussiteneinfälle, die Bedrängung durch Ungarn unter Mathias Corvinus und die anbrechende Türkengefahr (erster Einfall in Steiermark 1480) Verstärkungen der romanischen Burgen allerorts nötig wurden. Auch die völlige Neugestaltung des Wehrsystems durch die Feuerwaffen hatte eine Erweiterung der Burgbefestigung im 16. Jahrhundert verursacht. So bietet diese stolze Festung im westlichen Grenzgebiet des Waldviertels ein unersetzliches Dokument mittelalterlicher Burgengestaltung.

#### Literaturangaben:

##### I. Allgemein:

1. **Waldburg-Wolfegg Hubert:** Vom Nordreich der Hohenstaufen. München, Schnell und Steiner. 1961.
2. **Robbin-Fedden und J. Thomson:** Kreuzfahrerburgen im heiligen Land. Wiesbaden, Brockhaus 1959.
3. **Tuulse Armin:** Burgen des Abendlandes. 1958.
4. **Bruhns L:** Hohenstaufenschlösser. Leipzig. 1937.

##### II. Besonders:

1. **Österreichische Kunsttopographie**, 8. Band, Die Denkmale des politischen Bezirkes Zwettl (2. Teil: Gerichtsbezirk Groß-Grünburg, Wien 1911), S. 276 ff.
2. **Straßberger G.:** Siedlungsgeschichte des nordwestlichen Waldviertels im Lichte seiner Ortsnamen. Wien 1960. (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Band 11), S. 130 und 391.
3. **Lechner K.:** Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels. (Das Waldviertel, 7. Band, 2. Teil, Wien, Stepan, 1937) S. 84 ff.
4. **Pongratz W.:** Rappottenstein. (Das Waldviertel, Neue Folge 11. Jahrgang, Krems an der Donau, 1962), S. 138 ff.

## WISSENSWERTES IN DEN MATRIKEN DER ALTEN STEPHANS- PFARRE WEITEN

(2. Fortsetzung)

Von Oberregierungsrat Dr. Karl Schöbl

Während die drei ersten Weitener Kirchenbücher nur entweder Trauungen oder Taufen oder Todesfälle enthalten (I—A Trauungen

1628 bis 1658, I—B Taufen 1639 bis 1653 und I—C Totenfälle 1649 bis 1664) stellt Tomus II das erste gemischte Buch dar. Es enthält 1503 Tauf- und Traueintragungen aus 11 Jahren: 1653 bis 1664. In illo tempore waren die beiden im Pfarrgebiet Weiten gelegenen Schlösser Mollenburg und Streitwiesen wichtige geistige Mittelpunkte des südlichen Waldviertels. Beide Schlösser sind verfallen und zu Ruinen geworden . . . Die Mollenburg (Marleberch = Berg an welchem sich Molche aufhalten, sagt Plessner in Heimatkunde Seite 233) wird 1296 beim Aufstand der Kuenringer bereits erwähnt und angeblich auch zerstört. Zur Zeit dieses Buches saßen hier die Lindegger, ein wahrscheinlich aus Köln stammendes Geschlecht, bei welchem jeder männliche Sproß als zweiten Vornamen den eines der drei heiligen Könige — Kaspar, Melchior oder Balthasar — führte, die ja die Schutzheiligen der Stadt Köln sind. — 1860 wurde die Mollenburg absichtlich zur Ruine gemacht, um der Steuer für bewohnbare Gebäude zu entgehen. Es wurden die Dächer entfernt und die Gebäude dem Verfall preisgegeben. Die Uhr und die Orgel der berühmten Burgkapelle — von der jetzt nichts mehr zu sehen ist — wurden nach Bernkopf verkauft. Ein Meßkleid befindet sich jetzt noch in Maria-Taferl. — Die Burg Streitwiesen wird schon 1144 — 150 Jahre vor Mollenburg — erwähnt. Zur Zeit dieses Buches war Streitwiesen noch ein blühendes Schloß. 1681 beginnt es zu verfallen, obwohl die letzte Schloßherrin, Frau von Gesdorf bis zu ihrem Tode 1687 noch in ihm wohnt. (Im Kirchenbuch IV ist ihr Tod matrikuliert.) Nach 1687 verödet das Schloß ganz, während die Gründe zur Herrschaft Pöggstall gezogen werden. Bis heute blüht kein neues Leben aus diesen beiden Ruinen...

Zu Beginn dieses Buches II ab 3. August 1653 wirkt in Weiten Pfarrer Martin Cuber (S: 3); — 1654 bekommt der Ludimoderator (= Organist und Schulmeister) von Raxendorf namens Benedikt Bix eine Tochter; die Patin war aus „Sacro Sanguine“ (= Heiligenblut); (S: 19); — 1654 wird öfter „Böhmischthal“ genannt, worunter unser heutiges Pömmerstall gemeint war (S: 30); — Um 1655 werden viele Kinder in Raxendorf getauft. Raxendorf war damals noch Vikariatskirche von Weiten (S: 50 bis 60); — 1655 kam Andreas unehelich zur Welt; Vater: anonymi; Mutter: ex Boemico Waidthofen (= Bömisch Waidhofen, also Waydhofen an der Thaya, zum Unterschied von Bayrisch Waydhofen, jetzt Waidhofen an der Ybbs); (S: 44); — In den elf Jahren dieses Buches sind lediglich fünf uneheliche Kinder verzeichnet; Zwillingspärchen gibt es im selben Zeitraum elf. — 1656 ist Patin Jacobina Elisabeth, eine Soldatin (= Soldatenfrau) aus Pöbring (S: 93); — 1656 bekam der Pfleger von Mollenburg Johann Sigismund Prantmüller einen Sohn; Pate war der wohlgeborene Herr Herr von Weixelburg (S: 97); — 1658 war Christoph Mayerhofer Schulmeister in Weiten, der Vater wurde (S: 105); — Um 1660 gibt es viele „Hauer“ in Weiten, die sich mit Weinbau befaßten (S: 134). Hinter der Kirche in Weiten und an der Straße nach Eitental sieht

man noch die alten Weinterrassen. Nach der ersten Türkenbelagerung Wiens 1529 blieb das Weinlieferland unserer Gegend Ungarn von den Türken besetzt. Da man aber Wein für sakrale Zwecke und auch als Genußmittel brauchte, versuchte man überall wo nur möglich den Weinbau. Als nach der zweiten Türkenbelagerung Wiens, nach 170 Jahren, Ungarn von den Türken befreit wurde, kam der gute Wein wieder von Ungarn auf dem Donauweg nach Österreich. Der eigene Wein schmeckte nicht mehr. In einem Pöggstaller Herrschaftsbuch steht vermerkt, daß... der Wein in den letzten Jahren so sauer war, daß sich sogar die Knechte weigerten, ihn zu trinken... eine Zeit lang baute man noch auf den aufgelassenen Weinterrassen das damalige Modegewürz Safran an; als auch dies unrentabel wurde, hörte man auch damit auf... — 1666 wirkte der Bürger Mathias Cammerer als Wundarzt in Weiten (S: 141). — Am 20. März 1661 erhielt der Sohn des Hofwürrthes Kammerer „die Erste Neutau“ (= erste österliche Taufe). (S: 151). Am 9. Juni 1661 erhielt die Tochter des Hofpeck Schwarzl „die Pfiingstliche Neutau“ (S: 154); es gab damals auch eine erste, zweite und dritte Ostertau und ebenso eine erste, zweite und dritte Pfiingsttau. Jeder der zurecht kam, rechnete sich dies als große Ehre an. — 1661 kam Christine zu Welt; ihr Vater war „Georg Haider, Bauernknecht, so entlofen und sich unterhalten lassen“ (S: 158). — 1661 war Mathias Scheierpauer Ludimoderator und Schulmaister in Weiten. Bei seinem Sohn stand der Bürger des Rates und Weißgärber Anton Bacchus Pate (S: 161). — 1663 bekommt der Schinder (= Wasenmeister) Wolfgang Ener aus Fritzelsdorf einen Sohn (S: 179). — 1663 wird Vater: Hans Härtl, Hauer zu Hart (S: 180) 4 H! — 1663 lebte in Eitenthal der Schneider und Spielmann Martin Statter (S: 182). Auch jetzt gibt es wieder in Eitenthal einen Gastwirt und Spielmann (Kapellmeister) Bürgermeister Maurer. — 1668 heiratete in Weiten der Bürger und Büchsenmacher Benedikt Seth von Pöggstall (S: 204). — 1660 heiratete Martin Nußdorfer, Sagmeister von Nussendorf (S: 214). — 1660 heiratet der Baader und Bürger Christoph Schütz von Raxendorf (S: 220). Vor 300 Jahren gab es in Raxendorf, Pöbring und Münichreith Ärzte; jetzt nicht mehr. — 1661 heiratet „Michael Hammer Pergknappe von Ktzpil“ in Weiten ein (S: 230). — 1664 wirkt in Pöbring der Schulmeister Tobias Auer (S: 255). — 1664 heiratet die Tochter des hiesigen Hofjägers Hans Krenn nach Gerersdorf (S: 256). — 1664 heiratete der Bürger und Hafnerssohn Balthasar Wachs aus Markt Haag im Land ob der Enns die Hafnerswitwe Hofmann in Weiten, die er „auf der Walz“ kennen gelernt hatte (S: 259). — 1664 heiratet Stefan Strumer „in den Moßram“ (= auf den Ostrong) in Laimbacher Pfarre (S: 260). — Das waren einige Begebenheiten aus dem Kirchenbuch II, die mir erwähnenswert schienen. Ein vielfaches davon habe ich im Anschluß an den neu angelegten Index vermerkt.

## EINE ERBAULICHE GESCHICHTE VOM UMGANG MIT NACHBARN UND DER VORGESETZTEN OBRIGKEIT

(Aus den Ratsprotokollen des kaiserlichen Marktes Langenlois)

Von Dipl.Kfm. August Rothbauer, † 7. Juni 1964

Motto:

„Es hat's doch kein Goethe g'schrieben!“

Die Zeiten waren unruhig und recht wenig vergnüglich; der Krieg zog sich in die Länge und wenn auch der Feind nicht, wie anno 1619, vor den Toren stand . . . es gab genug streifendes Volk, Leute, die um Hab und Gut gekommen, sich ihren Anteil am Leben nahmen, wo sie ihn fanden und wenn sie ihn brauchten, entlaufene Soldaten, die es vorzogen, den Krieg im Hinterland und auf eigene Rechnung zu führen . . . Gründe genug, daß ein wohlweiser Rat des landesfürstlichen Marktes Langenlois strenge darauf hielt, daß die Bürger, auch zur Nachtzeit, Wache hielten und mit Speiß und einer Hellebarde, vielleicht auch mit einer Faustbüchse versehen, die vorgeschriebenen Runden um die Siedlung abgingen.

Diese Nacht hatte es den Georg Stauffer, seines Handwerks ein Lederer, den Maurer Hans Innermayer und den Hufschmied Wolf Herzenberger getroffen, die beiden ersten ehrsame Handwerksmeister gesetzten Alters, der Herzenberger aber einer, der erst kürzlich das Bürgerrecht erhalten und in den Stand der heiligen Ehe getreten war. Der Rat teilte die Wachen gern so ein, daß immer ältere und jüngere Jahrgänge gemeinsam Dienst machten, weil er sich davon größere Aufmerksamkeit und Hingegebenheit an die Aufgabe versprach; denn, hatte der Richter in der letzten Ratssitzung argumentiert, „wenn die älteren Leute jemanden hätten, den sie herumschicken könnten, fielen ihnen viel eher Verdächtiges auf, als wenn sie diesem selber auf den Leib rücken müßten.“

Und so trotteten die drei gewissenhaft die Raine und Steige zwischen den Weingärten, die den Markt umgeben, auf und ab, trennten sich, wo es die Wege verlangten und fanden sich wieder zusammen, so mit Fleiß und Umsicht den mehr oder weniger ruhigen Schlaf und das Eigentum ihrer Mitbürger behütend.

Eine warme Juninacht war's, eigentlich zu ganz anderen Dingen angetan, als Kriegshandwerk zu treiben, eine Nacht durchtränkt von dem zarten und zugleich starken Duft der blühenden Reben, eine Nacht, die nicht zu Feindschaft und Vernichtung, sondern eher zum Gegenteil verlocken mochte. Dieser Ansicht war auch der Herzenberger, der sich noch nicht lange seines jungen Weibes erfreute und sich besseren Zeitvertreib gewußt hätte, als Weingärten abzustreifen. Und als dann der Mond heraufkam und die Häuser und Gärten still und verträumt vor des Hufschmieds Augen lagen, verdroß es ihn recht, wenn er daran dachte, wie schön es sein könnte, wenn . . . und dann dachte er sich, mit Bezug auf seine beiden Kameraden, noch

etwas und als diese einen Steig rechts um die Ecke bogen und ihn einen Graben hinaufschickten, ging er zwar, aber nicht hinauf, sondern dem Zug seines Herzens folgend, den Graben hinunter.

Als der Stauffer und der Innermayr an das Ende des Grabens stießen, verschnauften sie einmal und warteten, daß der Herzenberger heraufkäme; da dieses Warten aber über Gebühr lang dauerte und ihre Rufe keine Antwort erhielten, dachten sie sich auch etwas und zogen ohne viel Worte zu machen — sie waren ja beide ältere, erfahrene Männer — vor des Schmiedes Haus; dieses lag im schönsten Mondenschein, still und friedlich und verlassen da, doch glaubten die beiden nicht recht an die Verlassenheit und pumperten recht herzhaft an einen der geschlossenen Fensterläden. Da außer den Hunden der Nachbarschaft niemand von ihrem stürmischen Begehren Notiz nahm, trommelten sie weiter, bis sich ein Laden auftat und die Herzenbergerin nicht gerade freundlich fragte, was sie denn wollten? Sie sollten die Leute lieber schlafen lassen! — Ihr Mann solle mitkommen zum Wachten! — Das sei er doch schon vor Stunden, gleich vom Keller weg!

Nun war die Schmiedin ein recht appetitliches Stück Weibsbild, hatte wohl auch infolge des ungestümen Klopfens nicht viel Zeit oder Lust gehabt, sich groß in Gala zu werfen und bot den beiden ehrsamem Meistern eine Augenfreude, wie sie ihnen nicht allzuhäufig zuteil wurde und auf die sie sich in edler Uneigennützigkeit auch durch Stupfen mit den Ellbogen aufmerksam machten. Solche Zugaben zum Wachdienst waren selten und — sie gingen näher an das geöffnete Fenster, um die Sache so recht bei Licht zu besehen, das der Mond so freigebig spendete. Der Stauffer, als Lederer, war mehr an der Haut interessiert, während der Maurer Innermayr wieder für Gewölbe der Fachmann war. Und beim Schauen sieht der Stauffer — der Rat wußte, warum er ältere, umsichtige Leute mit den jungen schickte — hinter der Herzenbergerin in der Stuben ein Spieß blinkte und neben dem Bett Stiefel und Mannskleider liegen. Ob der Wolf wohl ohne Stiefeln und Hosen auf die Wacht gegangen sei und wer denn da im Bett liege?

Auf so unfeine Weise in die Enge getrieben und ob der Störung überhaupt ungehalten, ruft die Schmiedin eine Aufforderung in die mondumflossene Landschaft, wie sie der selige Götz von Berlichingen nicht anders formuliert hätte und schlägt das Fenster zu — genau wie Ritter Götz.

Der Stauffer und sein Kumpan waren sich nicht ganz klar, an wen von ihnen die Aufforderungen ergangen sein mochte, sahen auch wohl ein, daß sie mit ihren armseligen Spießeln gegen das Mundwerk der verärgerten Herzenbergerin stark im Nachteil waren und traten den Rückzug an, den dritten Mann seinem nicht gerade harten Schicksal überlassend; sie gingen ihre Runden halt ohne den Schmied.

Dieser überlegt am nächsten Morgen — eine Ehre ist der anderen

wert — daß er den gestrigen Besuch eigentlich erwidern müßte und zieht vor allem vor des Stauffers Haus. Da er nicht an die Fensterläden pumpern braucht — sie stehen offen — ruft er seine Begrüßung gleich recht laut hinein, so daß die Umwohnenden und Vorbeigehenden nicht im Zweifel sein konnten, daß da ein „Zauberer“ und „henkermäßiger Dieb“ wohne und was man halt sonst noch sagt, um sich das Herz zu erleichtern und was der Angesprochene, wenn er empfindlich ist, zu einer Injurienklage benützen kann.

Der Stauffer war empfindlich: gewachtert hatte er, war nicht ausgeschlafen, wie — vielleicht — der Herzenberger; die nächtliche, unerwiderte Aufforderung hatte trotz oder eben wegen des erfreulichen Anblicks in seinem sonst schon etwas unempfindlichen Herzen einen Stachel zurückgelassen, kurz, er geht zu Gericht, wo alles — aber auch alles — haargenau und wortwörtlich zu Protokoll genommen wird, angefangen von der nächtlichen Einladung der Schmiedin bis zur morgenlichen Begrüßung ihres Mannes. Als dieser vor Gericht zitiert wird, erklärt er, „er wolle seine Notdurft bei einem ehrsamem Rat handeln“, mit anderen Worten, er anerkenne das Gericht nicht und wünsche die Angelegenheit vor dem Rat verhandelt, vielleicht weil er bei diesem mehr Verständnis erhoffte.

Über diese Nichtachtung des Gerichtes geht aber auch der Richter in Saft und entscheidet, „dieweillen aus seiner (des Schmiedes) losen, vollen Goschen vernumben wirdt, daß ihme das Märckhtgericht diese Sachen abzuhandeln zu schlecht etwan sein mag, also ist der volle rotzige Tropf in arrest erkhent bis negsten Rathstag.“

Leider berichten uns die Gerichtsprotokolle, denen dieser „Injurienhandel“ entnommen ist, nichts über den Verlauf dieser Sitzung in Sachen Stauffer contra Herzenberger.

Wir aber ersehen zweierlei aus diesem Gerichtssaalbericht:

1. daß ein Richter des 17. Jahrhunderts manchmal die gebotene Zurückhaltung vermissen ließ und, wenn ihm etwas gegen den Strich ging, schimpfen konnte wie ein Rohrspatz (was wieder auf den wegen des gleichen Deliktes vor ihm Stehenden kaum erzieherisch gewirkt haben mag);

2. daß für den emsigen Forscher noch immer unerwartete Funde zu machen sind, wie dieser, daß Goethe die bekannte Szene im 3. Akt des „Götz“ nicht seinem schöpferischen Genius verdankt, sondern sie samt Regieanweisung — vielleicht gelegentlich eines Abstechers von Karlsbad einfach dem Langenloiser Gerichtsprotokoll entnommen hat.

Aus dem Langenloiser Gerichtsprotokoll II/38, I/3a, Archiv der Stadt Langenlois; Juni, anno 1640.

## **DIE KLÖPPELSPITZENSAMMLUNG DES KRAHULETZ- MUSEUMS**

Das Krahuletz-Museum in Eggenburg besitzt eine Sammlung von Klöppelspitzen, die aus dem niederösterreichischen Waldviertel und

aus dem angrenzenden südböhmischen Gerichtsbezirk Neubistritz stammen. Die Waldviertler Spitzen sind den italienischen, niederländischen, französischen, sächsischen oder schweizerischen Spitzen nur sehr entfernt ähnlich, weil die hiesige Arbeitsweise der Klöpplerinnen einacher und daher rustikaler ist, als die ihrer ausländischen Schwestern. Unsere Spitzen können daher nur als „Volkskunst“ angesprochen werden.

Während beispielsweise die Erzgebirger Klöppelspitzen mit ungefähr 300 Klöppein erzeugt werden, verwendeten die Waldviertler Frauen nur zwölf bis vierzehn Paar Klöppeln, welche bei besonders großen und schwierigen Mustern bis zu 24 Paar gesteigert wurden. Darüber hinaus ging man nicht. Die Klöppel sind 10 bis 12 Zentimeter lange runde Holzstäbchen, die an beiden Enden Köpfchen tragen. Auf die Klöppel wird der zu verarbeitende Zwirn aufgewickelt. Eine zylindrische Hülse aus Holz oder Papier wird über den Klöppel geschoben und schützt den Leinenzwirn vor Verschmutzung. Das Klöppelmuster, „Brief“ genannt, wird auf den walzenförmigen Klöppelsack aufgenadelt. Dieser Sack ist etwa 50 Zentimeter lang, mit Heu ausgestopft und wird während der Arbeit mit den Knien gehalten. Das freie Ende liegt auf dem „Klöppelstuhl“ auf. Klöppelgeräte der eben beschriebenen Art besitzt das Krahuletz-Museum.

Schon im Jahre 1820 wurde auf der Leipziger Messe eine „Bobbinetmaschine“ aufgestellt, welche genauer klöppelte als jede Klöpplerin. Trotzdem konnten sich die Maschinspitzen nie richtig durchsetzen, da ihnen jener besondere Reiz fehlt, der bei der Handarbeit durch kleine Unregelmäßigkeiten hervorgerufen wird. Den Arbeitsvorgang des Spitzenklöppelns zu beschreiben, ist fast unmöglich. Das Klöppeln ist ein scheinbar regelloses Durcheinanderwerfen der Klöppel, die mit einem Zwirnde an einer eingesteckten Nadel hängen. In Wahrheit aber werden die Klöppel nach einem genauen Plan gedreht, gekreuzt und im Leinenschlag miteinander verbunden. Durch das verschiedenartige Kreuzen der Fäden entstehen „Bänder“, „Spinnen“, „Gitter“ und „Blumen“, wie es eben der Klöppelbrief vorschreibt. Die fertige Ware ist sehr fest und dauerhaft, obwohl sie einen lockeren, luftigen Eindruck macht. Grundbedingung des Klöppelns ist größte Reinlichkeit, da die fertigen Spitzen ohne jede weitere Zwischenbehandlung direkt zum Händler kommen. Unsaubere oder schmutzige Ware ist unverkäuflich. Zur Ehre der Waldviertler Spitzenhändler muß gesagt werden, daß sie die Ware bar bezahlten, ganz im Gegenteil zu den Händlern im Böhmerwald, welche meist nebenbei eine Lebensmittelhandlung betrieben und die Spitzen mit Zucker, Salz, Nadeln und anderen Bedarfsgütern bezahlten. Bei diesen Tauschgeschäften wurden die Frauen oft übervorteilt.

Klöppelschulen gab es im Waldviertel nicht, hier wurde diese Handfertigkeit von der Mutter an die Tochter weitergereicht und wurde so zur Familientradition. Schon im vorschulpflichtigen Alter

wurden die kleinen Mädchen angehalten, sich mit dieser mühevollen und dazu schlecht bezahlten Handarbeit vertraut zu machen. Im 18. und 19. Jahrhundert sollen auch die Knaben das Köppeln erlernt haben. Nach der Art des Leinenzwirnes unterscheidet man gebleichte und ungebleichte Spitzen. Bei manchen Mustern wurde auch ein roter Faden mit eingeklöpelt. Recht originell sind die Namen der verschiedenen Spitzenarten. Einige derselben sind noch bekannt: Kirchentürl, Ganspotschen, Bärenpratzl, Zankete, Oarwaslöcheln (Erbsenlöcher), Schlanglete, Auszankte, Ochsenaugen, Gimpeln, Modrandeln usw. Wie man sieht, haben sich die Waldviertler Klöpplerinnen keine Mühe genommen, um die fremdländischen Namen der Spitzen im Gedächtnis zu behalten. Sie fanden neue bodenständige Namen, die aber sehr zutreffend sind.

Für den eigenen Bedarf wurden unsere Spitzen fast niemals verwendet, dazu waren sie zu teuer. Die fertige Ware wurde von den Spitzenhändlern angekauft und verhökert. In seltenen Fällen wurden auch Spitzen an vermögende Bürgersfrauen verkauft. So wie heute noch der Glaser, trug auch der Spitzenhändler seine Ware auf einer Rückenkraxe. An der italienischen und schweizerischen Grenze blühte noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein eifriger Schmuggel mit echten Klöppelspitzen. Geklöpelt wurde in vielen Orten des Landes Niederösterreich, nachgewiesen ist diese Heimarbeit für Eggenburg, Gars am Kamp, Raabs, Pfaffenschlag, Gmünd, Litschau und andere Orte. Der Hauptort der Klöppelei war der nach dem böhmischen Statthalter Graf Adam Paul Slawata benannte Marktflecken Adamsfreiheit bei Neubistritz. In dieser Gemeinde lebten zwei wohlhabende Spitzenhändler von etwa achtzig Klöpplerinnen. Die dort erzeugten Spitzen wurden fast ausnahmslos nach Köln am Rhein geliefert. Auch in der Gegend von Budweis und Neuern im Böhmerwald bestanden Klöpplerkolonien.

Mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges ging die Spitzenklöppelei ihrem Ende entgegen. In den Dreißigerjahren unseres Jahrhunderts erlebte diese Heimarbeit noch eine kleine Blüte, um zu Beginn des zweiten Weltkrieges entgültig zu erlöschen. Jetzt leben in Niederösterreich nur noch einige alte Frauen, welche diese Handarbeitstechnik verstehen und ab und zu üben. Eine der letzten Spitzenklöpplerinnen lebt in Litschau, sie beherrscht noch alle Register der Klöppelei. Über Einladung des Leiters des Krahuletz-Museums fand sie sich bereit, ihr Können an jüngere Frauen weiterzugeben. Der Versuch, die alte Klöppelkunst wieder aufleben zu lassen, scheint gelungen zu sein. In Eggenburg wird wieder, wenn auch in bescheidenstem Umfange, geklöpelt. Heutzutage ist natürlich die Spitzenklöppelei nicht mehr wie einst ein notwendiges Nebeneinkommen unserer Frauen, sondern nur noch ein interessanter Zeitvertreib.

Aus Platzmangel sind im Krahuletz-Museum derzeit nur einige Spitzenmuster ausgestellt. Vielleicht ergibt sich einmal eine Gelegen-

heit, die reichen Spitzenbestände dieses Museums in Form einer kleinen Sonderschau einem größeren Publikum zu zeigen, wobei auch die Arbeitsweise an praktischen Beispielen vorgeführt werden könnte.

Im vorigen Jahrhundert entstand eine umfangreiche Fachliteratur über die Kunst des Spitzenklöppelns und überall, besonders aber in Frankreich und Deutschland, wurden reichhaltige Musterbücher angelegt. Bedauerlicherweise haben unsere Waldviertler Spitzen noch keine literarische Würdigung gefunden, abgesehen von den Berichten des Oberlehrers Josef Blau, der im Böhmerwald lebte. Möge die alte Klöppelkunst recht bald wieder neue Freunde finden. F. S c h ä f f e r

## **ERGÄNZUNGEN ZUR KLEINEN CHRONIK VON SCHLOSS ROSENAU**

**Von Edith und Wilhelm W a g e s r e i t h e r**

Drei sinnstörende Druckfehler: 1. Im 1. Abschnitt, Seite 66, 4. Absatz: der letzte Rosenauer Liechtensteiner Leonhard; 2. ebenda, 5. Absatz: In den Kriegen Kaiser Friedrichs III. mit Mathias Corvinus . . .; 3. Im 5. Abschnitt, Seite 102, 3. Absatz: der Gutenbrunner Weg mit der hübschen Aussicht auf das Schloß führt an einem Tischler namens Schiller, daher am Schiller-Tischler, vorbei.

**E r g ä n z u n g e n :**

1. Mit 31. Juni 1964 kaufte die niederösterreichische Landesregierung dem Baron Ludwig Lazarini das Gut Rosenau samt Schloß ab, nachdem der Meierhof bereits zu Ostern 1964 abgesondert in Privat-hand übergegangen war.

Die Grundstücke sollen die Bauern zur Aufstockung ihres Besitzes erwerben können, im Schloß soll ein Museum eingerichtet werden.

Damit hat die Herrschaft Rosenau, welche von der bereits 1184 genannten Wasserburg in Dorf-Rosenau ihren Ausgang nimmt, nach fast achthundertjährigem Bestand zu bestehen aufgehört.

2. Der Meierhof birgt außer dem bereits erwähnten säulenge-tragenen Gewölbe des Kuhstalls im Keller noch etliche mehr oder weniger zu Vorratskellern umgebaute Gefängniszellen. Eine ist noch unverseht erhalten: sie hat ein eisenvergittertes, hochgelegenes Fensterchen und eine eisenbeschlagene Türe mit einem quadratischen, kleinen Schiebeloch für das Essen. Nur gebückt kann man die Türe durchschreiten. Ober ihr ist in Augenhöhe ein rechteckiges vergittertes Fenster ausgespart, durch das der Kerkermeister die Gefangenen beobachten konnte.

Im Nebenkeller ist in einen rechteckigen Stein im Boden noch ein Ring eingelassen, an dem man die Gefangenen anketten konnte.

3. Die Toreinfahrt zum Schloß besteht aus zwei verschieden alten Teilen. Der ältere zeigt die gleichen Säulen und ein ähnliches Ge-wölbe wie der Kuhstall.

4. Der Ostgang der jetzigen Pfarrkirche entspricht der alten Hauskapelle. Sie enthielt beidseitig je ein kleines Oratorium und dazwischen ober dem Eingang die Orgel, die noch erhalten sind. Ihre Brüstungen weisen auf vorbarocke Ausgestaltung.

5. Von einem Teil der Kunstsachverständigen wird die Jakobsleiter nicht Rinkolin, sondern dem viel berühmteren Daniel Gran zugeschrieben. Da ihre Restaurierung 1929 nicht sehr dauerhaft war, gibt der Erwerb des Schlosses durch die Landesregierung jetzt die Hoffnung, daß sie in letzter Minute doch noch vor dem rettungslosen Verfall wiederhergestellt wird.

6. Bei Anlage einer Wasserleitung mußte der Umfassungswall der alten Wasserburg in Dorf-Rosenau durchstoßen werden. Dabei ergab sich, daß der Wall aus Sand aufgeschüttet ist und sein Kern aus mächtigen Baumstämmen besteht. Er ist heute noch der durchaus ausreichende Hochwasserschutz für die drei Häuser und die Kapelle, welche auf einem Teil des Burgplatzes innerhalb des Walles stehen.

Die modernen Ingenieure wissen aber auch heute noch nichts Dauerhafteres und Widerstandfähigeres: so wurde Ende der fünfziger Jahre in geeignetem Gelände in Schöllenen am St. Gotthard für das neue unterirdische Elektrizitätswerk ein Stausee durch einen Wall aus Sand und Erde aufgeschüttet und durch Betoninjektionen gefestigt. Es war das Modernste vom Modernen. Ein so geartetes Bauwerk, erklärten nämlich die Ingenieure, böte den besten Schutz gegen Dammbrüche und Bombeneinschläge.

## **SPÄTGOTISCHE FRESKEN IM KARNER VON UNSERFRAU (Bezirk Weitra)**

Etwas abseits von der Gmünder Bundestraße liegt der uralte Waldviertler Wallfahrtsort Unserfrau am Sande. Über die Entstehung dieses Ortes berichtet die Sage, es sei bei einer großen Überschwemmung eine hölzerne Marienstatue auf einem Sandhügel liegen geblieben, die von den damaligen Bewohnern aufgestellt und verehrt worden sei. Bald danach soll die Statue auch von zahlreichen Wallfahrern besucht worden sein, dies umsomehr, als sich auch ein Heilbad, angeblich im Hause Nummer 3, befand.

Schon zu Ende des 12. Jahrhunderts bestand zu Unserfrau eine kleine Kapelle („Ursprungskapelle“, später Karner), neben welcher um 1250 eine geräumige Kirche im romanischen Stil errichtet wurde. Diese wurde später in eine dreischiffige gotische Hallenkirche umgebaut und vor 1700 barockisiert. Wir erfahren, daß im 16. Jahrhundert hier drei Priester tätig waren und noch ein Jahrhundert später auffallende Heilungen verzeichnet wurden. Der Niedergang dieses Wallfahrtsortes dürfte in das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts zu setzen sein, als Kaiser Joseph II. drastische Maßnahmen gegen das Wallfahrtswesen ergriff.

Im Jahre 1962 entdeckte man in der „Ursprungskapelle“ bedeutende aus dem Anfang des 16. Jahrhundert stammende Fresken, die nun freigelegt worden sind. In einem großartigen distelförmigen Rankenwerk, dessen Enden leuchtende Blüten zieren, schwebt in der gewölbten Decke der glorifizierte Schmerzensmann, Geißel und Isopstab in den Händen haltend. In den Ecken erblickt man die Bilder von David und drei Propheten.

Die Westseite mit dem Eingangstor, zeigt den triumphierenden Christus in der apokalyptischen Darstellung auf dem Regenbogen sitzend, umgeben von Maria, Johannes dem Täufer, sowie den Aposteln. Die Nordseite der Kapelle bringt eine Darstellung in räumlicher Bildform, vermutlich das Leben St. Wolfgangs betreffend. Eine andere Szene zeigt eine Teufelsaustreibung, bei der wahrscheinlich der Stifter und seine Familie kniend dargestellt sind. Ein drittes Bild zeigt den hl. Wolfgang als Totenerwecker eines Enthaupteten. Die Südseite schmücken wiederum Heilige in Einzeldarstellungen, so der hl. Ägydus, der hl. Jakobus der Jüngere und der hl. Petrus mit dem Schlüssel vor der Himmelspforte stehend.

Die Ostseite des Raumes mit der Apsis zeigt über dem Bogen zwei Engel, die das Schweiß Tuch tragen, auf der linken Seite ist Dionysius von Paris abgebildet, auf der rechten St. Michael mit der Seelenswaage. In der Apsis selbst ist das Letzte Abendmahl abgebildet. Dieses Fresko läßt Beschädigungen erkennen, die schon früher einmal restauriert worden sind.

Sämtliche Fresken haben ein erstaunlich gut erhaltenes Kolorit und stellen eine hervorragende künstlerische Leistung dar. Teilabdeckungen in der Wallfahrtskirche selbst brachten ebenfalls sehr interessante Malereien zum Vorschein, die aber aus Geldmangel noch auf ihre vollständige Abdeckung harren. Man kann auf das Ergebnis ihrer Freilegung, die hoffentlich nicht allzu lange auf sich warten läßt, mit Recht gespannt sein.

W. P.

## **EIN NEUER INTERESSANTER URZEITLICHER FUND IN HORN**

Nachdem schon Mitte August in der Horner Ziegelei eine Wohngrube aus der Hallstattzeit freigelegt worden war, meldete Ziegeleibesitzer Otto Thalhammer neuerdings dem Höbarth-Museum der Stadt Horn die Entdeckung urzeitlicher Siedlungsspuren. Bei deren Untersuchung kam schon beim zweiten Spatenstich ein außerordentlich interessanter Fund zutage, nämlich eine sogenannte „Tierfibel“, ein charakteristisches Schmuckstück aus der älteren Eisenzeit (800 bis 400 vor Christi Geburt).

Die Fibel, eine Art Sicherheitsnadel, ist aus Bronze hergestellt und hat durch die lange Lagerung im Boden einen blau-grünlichen Überzug (sogenannte Patina) bekommen. Den Bügel bildet eine streng stilisierte Tiergestalt, die bei naturnäher ausgeführten Ex-

emplaren als Pferd zu erkennen ist, in diesem Fall aber auch ein Hund sein könnte. Die Nadelrast ist lang ausgezogen, so daß sie über ihre reine Zweckbestimmung hinaus auch ein Schmuckelement bildet, und ist mit eingeritzten Zickzackbändern verziert. Die Nadel selbst ist abgebrochen und fehlt.

Die Tierfibel ist eine Schmuckform, die man in der Hallstattzeit hauptsächlich südlich der Alpen, in der Po-Ebene und in Mittelitalien, antrifft. Von dort her dürfte sie auf dem Handelsweg zu den damals in Mitteleuropa lebenden Illyrern und Venetern gekommen sein. In Österreich sind bisher nur im Gräberfeld von Hallstatt einige solche Fibeln zutage gekommen, so daß dem neuen Stück aus Horn ganz besondere Bedeutung beigegeben werden muß.

Wieder einmal hat es sich gezeigt, wie wichtig die — übrigens gesetzlich vorgeschriebene — Meldung von Bodenfunden ist, wenn diese auch noch so unbedeutend aussehen. In der Horner Ziegelei werden seit vielen Jahren immer wieder hallstättische Wohngruben angeschnitten, die allerdings meist nur Abfallmaterial, Unmengen von Tonscherben und hie und da ein zerbrochenes tönernes Webstuhlgewicht oder ein paar verlorene Spinnwirteln enthalten.

Trotzdem meldet Herr Thalhammer gewissenhaft jede auffällige Bodenverfärbung, und das Höbarth-Museum verfolgt alle Spuren, um ein Bild vom Aussehen der einzelnen Wohnbauten und letztlich auch der gesamten Dorfanlage zu gewinnen, die sich vor zweieinhalb Jahrtausenden auf dem Gelände der heutigen Horner Ziegelei befunden hat.

Dr. Friedrich B e r g

## AUS EINER FAMILIENCHRONIK

### Nacherzählt von Sepp K o p p e n s t e i n e r

(Die Aufzeichnungen wurden mir freundlicherweise von Frau Olga Schäfer, einer Tochter des verstorbenen Verwalters Duntler, Groß-Pertholz zur Verfügung gestellt).

Nach längerer Zeit kam wieder einmal der pensionierte Gutsverwalter zum Bürgerabend. Er war einige Wochen krank gewesen. Von seinen Freunden, denen er schon sehr abgegangen war, wurde er freudig begrüßt. Es wußte nämlich keiner von ihnen so viel und so angenehm zu erzählen wie er. Wenn er so richtig warm wurde und ins Plaudern kam, verging so ein Abend im Flug. Darum sagte auch heute der Oberlehrer, kaum daß der Wirt das Stammkrügel vor den Gast hingestellt hatte: „Nun, Herr Verwalter, jetzt hast du genug Zeit gehabt zum Sinnieren. Da werden dir sicher wieder so manche interessante Geschichten eingefallen sein. Stimmt's?“

„Da hast du recht, lieber Freund!“ gab der Verwalter zu. „Aber ich hab nicht nur herum sinniert, ich hab auch in meinen alten Schriften herumgestöbert. Dabei hab ich verschiedene Aufzeichnungen und

Notizen gefunden, die mein seliger Schwiegervater gemacht hat. Sie betreffen allerdings meist nur Familiengeschichte und persönliche Erlebnisse, aber da diese mit den damaligen Zeitumständen verbunden, ja, aus ihnen geradezu herausgewachsen sind, geben sie uns manchen interessanten Einblick in die Vergangenheit und das Geschehen unserer engeren Heimat.“

„Herr Verwalter, du machst uns neugierig! Spann uns nicht auf die Folter und erzähle frisch drauf los!“ meinte der Pfarrherr. Da die andern eifrig zustimmten, begann der Verwalter mit seiner Erzählung.

„Wie ihr ja wißt, standen in dieser Gegend die ältesten Glashütten von Niederösterreich. Der Urgroßvater meiner Frau, Franz Robl, wurde vom damaligen Gutsherrn Josef Freiherr von Hackelberg-Landau im Jahre 1788 als Leiter der Glashütte in Hirschenstein aufgenommen. Die Familie dürfte aus Bayern oder noch früher aus Italien stammen, wie ja eine alte Schreibweise des Namens: „del' Robia“ vermuten läßt. Bekannt ist weiters, daß die Glasmacher vielfach aus Venetien gekommen sind. Der Gutsherr dürfte keine schlechte Wahl getroffen haben, denn Robl erwies sich sowohl als ein ausgezeichneter Fachmann, als auch ein gewiegter Geschäftsmann. Er erzeugte zum Teil nach eigenen Rezepten hochwertiges Kristallglas, ein herrliches Rubinglas, wovon heute noch eines auf unserer Kommode einen Ehrenplatz hat, ferner das sehr begehrte undurchsichtige Hyalitglas, ferner Fenster- und Tafelglas in allen Farben. Die Qualität der Ware war ganz hervorragend. Daher stieg auch der Absatz derart, daß wöchentlich mindestens zwei Sendungen nach Wien und weiter nach Triest abgefertigt wurden. Mit diesen Fuhrwerken wurden auch verschiedene Gebrauchsgüter und Briefpost hin und her befördert. Zu dem raschen und bedeutenden Aufschwung trug auch bei, daß sich Robl seine Brüder in den Betrieb holte. Diese waren ebenfalls sehr tüchtig und verläßlich. Johann Robl war Werkführer und Wirt. Er starb im Jahre 1842. Josef Robl, der 1834 starb, hatte den Posten als Oberpochers und Polier inne. Ein anderer Bruder betätigte sich als Glasfrachter und der vierte war ein sehr geschickter und gesuchter Schneider, der viel für die Gutsangestellten arbeitete.

Robl wirtschaftete so gut, daß er die alte Glashütte auf dem Berg auflassen konnte und dort, wo der Einsiedelbach in die Lainsitz mündet, eine neue, moderne aufbaute. Diese Stelle heißt heute noch „Am Hüttenplatz“. Weiters erbaute er 1804 bis 1806 das heute noch bestehende Herrenhaus mit dem großen Meierhof in Hirschenstein. Er wollte seinen Herrn, den Baron Max Josef Hackelberg-Landau, der als Landespräsident von Oberösterreich die meiste Zeit in Linz verbrachte und daher selten hieher kam, mit dem Neubau überraschen. Ihm zu Ehren nannte er den Hof auch „Josefhof“.

Josef Hackelberg-Landau muß übrigens ein sehr unternehmungslustiger Mann gewesen sein. Er erbaute in Langschlag 1805 eine Lein-

wandfabrik, 1810 im benachbarten Kehrbach eine Tuchfabrik, die aber beide bald eingingen, weiters kaufte er vom Fürsten Schwarzenberg das Holzschwemmprivilegium auf der Aist um rund 400.000 fl., ferner ein gleiches Privileg in Scharnstein. Da jedoch das Stift Admont nicht die nötige Triftholzmenge liefern konnte, mußte das Unternehmen aufgelassen werden. Ein Hammerwerk, das er ebenfalls in der Steiermark errichtete, riß ein Wolkenbruch weg. Er machte auch mit 20 Bergleuten in Angelbach und Brennerhof Schurfversuche — leider mit schlechtem Erfolg! Kein Wunder, daß er mit der Zeit in Schulden kam! Außerdem verlor er seine hohe Stellung in Linz, weil er 1809 mit seinem ganzen Beamtenstab Napoleon den Treueid leistete. Jedenfalls ist es so verständlich, daß Robl sehr selbstständig war und so den großen Bau ausführen konnte, ohne daß sich sein Herr weiters darum kümmerte.

Doch wie es halt schon einmal im Leben geht: Statt der erwarteten Anerkennung seiner gewiß großen Leistungen erntete er bitteren Undank! Seine großen Erfolge fanden wie halt überall nicht nur Bewunderer, sondern sie riefen auch die Neider auf den Plan. Einflußreiche Beamte, vor allem der Verwalter Bernhart Penater ließen es sich eifrig angelegen sein, die Verdienste Robls in ein schiefes Licht zu setzen, ja ins Gegenteil zu verkehren. Sie verleumdeten ihn beim Gutsherrn dermaßen, daß er in volle Ungnade fiel und einen scharfen Verweis erhielt. Diese Vorgangsweise erbitterte den Mann derart, daß er schließlich nach vierzigjähriger Dienstzeit am 1. Jänner 1829 in Pension ging. Vorher jedoch ritt er nach Groß-Pertholz und trieb mit der Reitpeitsche seine Widersacher, besonders aber den schon genannten Penater aus der Gutskanzlei. Robl blieb als Pensionist nicht hier, sondern übersiedelte nach Langschlag. Er hatte sich jedoch verpflichten müssen, weder eine eigene Glashütte zu errichten, noch sich in einer solchen zu betätigen. Verbittert starb er 1832 im 68. Lebensjahr.

Sein Nachfolger als Hüttenschreiber war Penater. Er blieb jedoch nicht lange auf diesen Posten, sondern kam als Zentralsekretär nach Wien. An seine Stelle trat Josef Swoboda, der aber schon 1833 starb. Ihm folgte Prosper Stransky. Unter diesen Männern ging die Qualität der Glasware ständig zurück, nicht zuletzt auch deswegen, weil Robl seine bewährten Rezepte mit ins Grab genommen hatte. Kein Wunder, daß sich eine Kundschaft nach der anderen verlor. Die Herrschaft sah sich letzten Endes gezwungen, die Glaserzeugung im Jahre 1840 gänzlich einzustellen.

Aus dem Unrecht, das Robl zugefügt wurde, erwuchs kein Segen!

Ein Enkel dieses, mein nachmaliger Schwiegervater Eduard Robl, kam als Forstadjunkt nach Brennerhof. Dieser war ein hoch interessanter Mensch. Er ist weit herumgekommen und hat viel gesehen und erlebt. Stundenlang hat er uns oft aus dem reichen Schatz seiner Erlebnisse erzählt. So kann ich mich noch gut erinnern, daß er öfters

mit sichtlicher Ergriffenheit von seiner Schwester gesprochen hat, die er eigentlich nur als Kind gekannt hat und an der er sehr gehangen sein muß. Sie hat sich mit Perlenstickerei befaßt und es dabei zu einer großen Kunstfertigkeit gebracht. Für den Bruder hatte sie zwei Tabaksbeuteln gestickt, die sie ihm nach Beendigung seiner Militärzeit übergeben wollte. Doch als er erst nach zwölfjähriger Abwesenheit heimkehrte, war das Mädchen — erst sechzehnjährig — gestorben. Der Tod soll ihm sehr nahe gegangen sein. Die Tabaksbeuteln hat er sein Leben lang in großen Ehren gehalten und einer davon ist noch heute in unserm Besitz.

Nun aber will ich erzählen, was meinem Schwiegervater als jungen Forstpraktikanten widerfuhr:

Eines schönen Tages war der Förster des Revieres Teich zu einer Hochzeit eingeladen. Da sich aber in seinem Revier, das einen guten Wildbestand aufwies, Wilddiebe herumtrieben, wollte er es nicht ohne Aufsicht lassen. So wurde der junge Forstadjunkt damit beauftragt. Robl wollte gerade von seinem Streifgang heimkehren, da schoß plötzlich in der Nähe des Frauenwieserhofes ein Wilderer auf ihn, ohne ihn jedoch zu treffen. Robl riß sein Gewehr von der Schulter und schoß zurück. Er traf allerdings den Flüchtigen nicht direkt, aber wie es sich nachträglich herausstellte, prallte die Kugel von einem Stein ab und ein Geschößsplitter verletzte den Wilderer am Unterleib. In dem dichten Haselgebüsch konnte er jedoch leicht entkommen. Zudem wagte der Jäger nicht ihm dort nachzuspüren. Er meldete den Vorfall sofort beim Forstamt und dieses erstattete die Anzeige. Doch konnte vorerst die Gendarmerie den Täter nicht ausforschen, zumal auch dieser keinen Arzt verlangte, sondern versuchte, die Wunde mit Hausmitteln auszuheilen. Da sich sein Zustand jedoch bedenklich verschlechterte, mußte er schließlich doch einen Arzt rufen lassen. Dem mußte er allerdings nach längerem Leugnen eingestehen, daß er durch einen Geller verletzt wurde. Der Arzt machte pflichtbewußt die Anzeige. Bei der Einvernahme durch die Gendarmerie gab er jedoch an, daß er kein Gewehr, sondern nur einen Stock gehabt und damit spaßhalber auf den Jägerburschen gezielt hätte. Der aber hätte keinen Spaß verstanden, sondern sofort auf ihn geschossen. Auf dieser Behauptung beharrte er hartnäckig. Ehe diese Angaben weiter überprüft werden konnten, verschloß der Tod auf immer seinen Mund.

Robl konnte diese schwere Anschuldigung nicht widerlegen, zumal sich auch keine Zeugen finden ließen. Außerdem verlief eine genaue Hausdurchsuchung ergebnislos. Man fand weder ein Gewehr noch sonst irgend etwas, was den Mann hätte belasten können. Somit gewann die Aussage des Wilderers immer mehr an Gewicht und Wahrscheinlichkeit und es verstärkte sich zusehends der Verdacht, daß der Jäger aus Furcht oder jugendlichen Übereifer seine Befugnisse und Rechte überschritten hätte. Da seine Verantwortung ange-

sichts des Toten auf sehr unsicheren Füßen zu stehen schien, wurde vom Bezirksgericht Weitra über ihn die Untersuchungshaft verhängt. Nach dreiwöchentlicher Haft war der Akt soweit gediehen, daß Robl schon in den nächsten Tagen dem Kreisgericht überstellt werden sollte.

Doch es kam anders! Der Förster des Revieres Teich ging, wie gewohnt, auch an diesem Sonntag nach Langschlag in die Frühmesse, wo er üblicherweise auch seine Holzgeschäfte erledigen wollte. Da zupfte ihn während der Messe der damalige Unterlehrer von Langschlag und bat um eine Unterredung unter vier Augen. Als sie nun nach dem Gottesdienst im Extrazimmer des Gasthauses beisammen saßen, sagte er zum Förster, sein Gewissen dränge ihn dazu, eine bedeutsame Mitteilung zu machen, er müsse aber darauf bestehen, daß sein Name nicht genannt werde. Und nun erzählte er: „Ich habe mit der Schwester des Verstorbenen eine ernste Bekanntschaft. Daher weiß ich auch, daß ihr der Tod des Bruders sehr nahe gegangen ist und sie sehr viel geweint hat. Aber noch untröstlicher, ja verstört ist sie gewesen, als sie erfuhr, daß man den jungen Forstmann verhaftet habe. Ich wollte sie trösten und meinte: Wenn er unschuldig ist, wird es sich schon herausstellen. Trifft ihn aber eine Schuld, ist es ja nur recht und billig, wenn er gestraft wird. Aber da war es ganz aus! Sie schluchzte laut auf und rief: „Er ist aber unschuldig! Gott möge meinem Bruder verzeihen und ihm ein barmherziger Richter sein. Wenn er schon mit einer schweren Schuld — ohne daß er sich dessen recht bewußt war — in die Ewigkeit hinübergegangen ist, ich kann nicht mit der gleichen Last weiterleben, indem ich schweige.“ Und nun vertraute sie mir den wahren Sachverhalt an. Der Bruder ging tatsächlich wildern, was ihm kein Mensch zugetraut hätte. Er trug auch an jenem Tag ein Gewehr mit sich und schoß auch zuerst auf den Jäger, da er fürchtete, daß ihn der erkannt hätte. Auf der Flucht gelang es ihm trotz der schweren Verwundung das Gewehr in der Nähe des Marterls beim Frauenwieserhof zu verstecken. Daheim räumten sie gemeinsam alles Verdächtige weg, so daß bei der Hausdurchsuchung nichts gefunden werden konnte. Wäre der Bruder am Leben geblieben, hätte sie geschwiegen, so aber laste die ganze Verantwortung auf ihr allein. Sie fühlte sich um so mehr verpflichtet, zu reden, als sie den Jägerburschen schon als kleines Kind kannte und ihn oft bedauerte, weil er seinen Vater schon frühzeitig verlor. Damit“, so schloß der Lehrer, „ist die Unschuld des Jägers erwiesen und mein Gewissen treibt mich an, diese Tatsachen möglichst bald an das richtige Ohr zu bringen.“

Der Förster dankte dem Lehrer für diese wichtige Mitteilung und berichtete sofort an die zuständigen Stellen. Über gerichtlichen Auftrag wurde gleich eine Nachsuche gehalten, wobei das Gewehr tatsächlich gefunden wurde. Es lag in der Nähe des Marterls und war mit Moos sorgfältig zugedeckt. Es konnte auch einwandfrei festge-

stellt werden, daß mit der Waffe geschossen worden war. Somit war die Unschuld Robls klar erwiesen und er wurde sofort aus der Haft entlassen.

Kurz darauf — es war in dem denkwürdigen Jahr 1848 — wurde der junge Forstmann assentiert und mußte zu den Jägern nach Sankt Pölten einrücken. Schon nach vierwöchiger Ausbildung kam er zu einer Marschkompanie, die nach Mailand abging. Der Fußmarsch dorthin dauerte zwölf Tage. Robl dürfte ein guter Soldat gewesen sein, denn er wurde schon nach kurzer Zeit zum Patrouillenführer befördert.

Der damalige Generalgouverneur und Kommandant der österreichischen Streitmacht in der Lombardei war der bekannte Graf Franz Gyulay, der einem siebenbürgischem Militäradel entstammte. Der Graf gab eines schönen Tages den Befehl, ihm alle Berufsjäger seiner Garnison vorzuführen. Er benötigte einen Leibjäger und den wollte er sich selbst aussuchen. Obwohl sehr viele Bewerber angetreten waren, entschied er sich für Robl. Der mußte sogleich den Posten antreten, den er nicht weniger als sieben Jahre bekleidete. Er begleitete seinen Herrn auf allen Reisen, die ihn so durch fast ganz Europa führten. Unter anderem kam er auch nach Petersburg, wohin Graf Gyulay als Vertreter Kaiser Franz Josefs zu den großen Flottenmanövern in der Ostsee entsandt wurde. Über Einladung des Zaren besuchten sie auch Moskau.

Mein Schwiegervater erzählte auch oft, wie Kaiser Franz Josef gelegentlich eines Besuches in Mailand den berühmten Turm bestieg, der wegen seiner herrlichen Aussicht weltberühmt ist. Er erhielt vom Grafen Gyulay den ehrenvollen Befehl, sich dem Gefolge als Mantelträger des Kaisers anzuschließen. Dem Kaiser gefiel der junge Soldat so gut, daß er ihn sofort als seinen Büchsenspanner einstellen wollte. Graf Gyulay jedoch hintertrieb diese Absicht und meinte später einmal: „Der Kaiser hat genug Leute, um einen geeigneten Mann finden zu können. Ich hab mir auch selber einen suchen müssen — warum soll ich ihn wieder hergeben!“

Nach siebenjähriger Dienstzeit als Leibjäger wollte ihm der Graf einen guten Försterposten auf einem seiner Güter Nadosdy, Maros und Nemeth geben, um ihn an sich zu binden. Doch Robl zog es vor, nach insgesamt zwölfjähriger Abwesenheit in seine Heimat zurückzukehren. So bat er um seinen Abschied. Nur ungern bewilligte ihn der Graf.

Daheim erhielt er sofort einen Posten in Groß-Pertholz und bald darauf die Försterstelle in Brennerhof, die er bis zu seiner Pensionierung 1901 zur größten Zufriedenheit seiner Herrschaft versah. Er war noch bei der letzten Wolfsjagd in Karlstift dabei, die um 1850 abgehalten wurde.

In den alten Aufzeichnungen fand ich auch eine recht merkwürdige Begebenheit vermerkt, die ich den Herren nicht vorent-

halten möchte. Robl heiratete eine Försterstochter aus Hirschenstein. In der Nacht vor der Hochzeit träumte nun ihrer Mutter Barbara Groß, daß ihre Tochter zwölf Kindern das Leben schenken und dann sterben werde. Es kam wirklich so! Sechs Wochen nach der Geburt des zwölften Kinder starb die Frau im zweiundvierzigsten Lebensjahr.

So, meine Herren, jetzt habe ich einiges von dem erzählt, was meine Vorfahren aufgezeichnet und was mir auch mein seliger Schwiegervater, den ich hoch verehrte, berichtet haben. Es sind gewiß keine weltbewegenden Ereignisse und Erlebnisse, aber sie wachsen doch über das allgemeine Geschehen eines einfachen Dörfers hinaus und geben uns einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben längst dahingeschwundener Zeiten.

Nun aber, liebe Freunde, ist es spät geworden und morgen wartet ein neuer Tag auf uns —

Gute Nacht — !“

## **DIE GOLDENEN UND SILBERNEN SCHLÖSSER**

(Schluß)

**Von Otto Mölzer**

Von dem Vielen, das er erlebt hatte noch etwas benommen, suchte er nun durch den Wald den Weg wieder in das Dorf zurück. Im Dorfe erzählte er allen Leuten, was er gesehen hatte und bat sie, ihm zu helfen die Gefangenen des Zauberers zu befreien. Zuerst glaubten ihm die Menschen nicht, als sie aber bald über den Wipfeln der Bäume des Waldes die silbernen und goldenen Türme und Dächer der Schlösser emporragen sahen, da wußten sie, daß er die Wahrheit sprach. Auch die beiden Tränenperlen zeigte Franzl den Leuten, aber als ihm eine davon aus Ungeschicklichkeit wieder zu Boden fiel und zu einem Klumpen Gold wurde, ließen sich die Menschen nicht mehr halten. Jeder wollte nun in den Wald um sich einen Goldschatz zu holen. Keiner dachte mehr an die Befreiung der Gefangenen des Zauberers und einer nach dem anderen machte sich heimlich auf und schlich in den Forst um einen Klumpen Gold zu finden. Umsonst warnte Franzl vor dem bösen Zauberer. Es war bald niemand mehr im Dorfe. Das Vieh wurde nicht mehr gefüttert und die Felder nicht mehr bebaut, denn keiner von den vielen, die in den Wald gelaufen waren, kam mehr zurück. Aber über den Wipfeln des Waldes sah man immer mehr goldene Schlösser emporragen. Franzl wußte nur zu gut, daß alle Dorfbewohner schon vom Zauberer gefangen waren und für ihn fleißig arbeiten mußten. Er machte sich Vorwürfe, daß er den Leuten alles erzählt hatte und beschloß nun allein, alle aus der Macht des Zauberers zu befreien. Von einer alten Frau, die als einzige noch im Dorfe verblieben war, nahm er Abschied und sprach: „Ich kann auch nicht mehr länger hier bleiben, vielleicht kann ich die Dorf-

leute doch noch retten, bevor es zu spät ist.“ Das Mütterlein reichte ihm die Hand und sagte: „Bring mir auch meinen Sohn wieder, der schon lange verzaubert ist. Du bist klug und stark, es wird dir schon gelingen. Aber merke dir eines: Wirf alles was du in deinen Händen hältst immer hinter dich solange du im Bereiche des Zauberers bist, es soll gegen bösen Zauber helfen!“

Franzl steckte seine einzige Tränenperle, die er noch hatte, zu sich, weil er viel Hilfe erwartete und machte sich auf in den Wald. Als er in die Nähe des Hauses ohne Fenster und Türen kam, sah er schon von weitem den Zauberer im silbernen Mantel und mit dem goldenen Hute. „Nun, kommst du schon wieder zu mir? Habe Dank für die vielen Menschen, die du mir geschickt hast!“ Rief der Zauberer als er Franzl erblickt hatte: „Aber bevor du näher kommst, mußt du mir noch dein einziges Tränenperlein zuwerfen, sonst kannst du nicht bei mir bleiben!“ Franzl nahm das Perlein aus seiner Tasche und wollte sie schon dem Zauberer zuwerfen um sich mit ihm gut zu stellen, wollte er doch seine Dorfleute retten, da fiel ihm die Warnung der alten Mutter ein, im Reiche des Zauberers niemals etwas vor sich hinzuwerfen. Er nahm die Perle schnell in seine Hand und warf sie flugs über seinen Kopf nach rückwärts in den Wald. Ein lautes Geschrei des Zauberers war augenblicklich zu hören und schon glaubte Franzl, sein letztes Stündlein wäre gekommen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er die Gestalt des Zauberers immer kleiner und kleiner werden sah. Immer dünner wurde der Körper des Bösen und als er näher kam sah er nur mehr eine verranzelte Wurzel am Boden liegen, wo vorher der mächtige Zauberer gestanden war. Franzl nahm sie auf, drehte sie hin, drehte sie her und warf sie wieder fort. Da war plötzlich auch das Haus ohne Fenster und Türen verschwunden und die Erde tat sich auf. Aus der Tiefe stiegen die vielen Gefangenen, umarmten und küßten sich und freuten sich über ihre Befreiung aus den Zaubervanden des Bösen. Als Letzte kam auch das Mädchen mit dem Wasserkrüglein aus der Erde empor. Voll Freude über die gewonnene Freiheit warf sie das Krüglein auf die Erde, daß es in tausend Stücke zersprang. Da versanken auch unter mächtigem Getöse alle goldenen und silbernen Schlösser in die Tiefe der Erde und heilige Ruhe kehrte wieder ein im weiten Forste. Die Dorfleute zogen glücklich ihrer Heimat zu und das alte Mütterlein konnte ihren lieben Sohn wieder sehen. Franzl heiratete das Mädchen mit dem Wasserkrüglein und alle waren glücklich und froh und arbeiteten wieder auf ihren Feldern in ihren Höfen und Wäldern. Aber gar bald vergaßen die Dorbbewohner die harte Zeit der Gefangenschaft. Mit eigenen Augen hatten sie gesehen wie die goldenen und silbernen Schlösser in die Erde versunken waren. Das Gold und das Silber müßte ja noch in der Erde liegen, dachten sie. So nahm einer eines Tages eine Spitzhacke und eine Schaufel und ging dem Walde zu, ein anderer machte es auch und so waren es

immer mehr, die im Walde an der Stelle, wo die Schlösser versunken waren, nach Gold und Silber zu graben begannen. Jedoch, soviel sie auch gruben und schaufelten, daß ihnen die Schweißperlen von den Stirnen tropften und die Hände wund wurden, Gold fanden sie keines mehr. Nur Steine gruben sie aus der Erde, doch so schöne, wie sie in einer anderen Gegend nicht zu finden waren. Das Steinmetzen hatten sie beim alten Zauberer gelernt und sie machten aus den Steinblöcken wieder runde und eckige Säulen, verschnörkelte Gewände für Türen und Fenster und die schönsten und besten Stufen für große und kleine Stiegen. Bausteine machten sie zum Bau von Gotteshäusern und Palästen, für Brücken und Schlösser. Alle Welt wollte die schön bearbeiteten Steine haben und daher verkauften sie diese im ganzen Lande. Durch ehrliche Arbeit und ohne Zauber waren die Steine wieder zu Gold geworden.

Heute sind durch Fleiß und Arbeit schon tiefe Steinbrüche geworden, sie liegen in den Wäldern des Waldviertels und von dort gehen die schön bearbeiteten Steine in die ganze Welt.

## **HUNDERT JAHRE VEREIN FÜR LANDESKUNDE VON NIEDER- ÖSTERREICH UND WIEN**

Am 19. und 20. September dieses Jahres feierte der Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien sein hundertjähriges Bestehen. Im Jahre 1864 wurde dieser Verein gegründet und stellte sich von Anfang an die Aufgabe, Landeskunde im weitesten Sinn, also Erforschung von Land und Leuten Niederösterreichs auf den verschiedensten Gebieten und der Verbreitung der daraus erwachsenen Erkenntnissen zu betreiben. Mit seinen über 1300 Mitgliedern stellt er heute den größten Geschichtsverein Mitteleuropas dar.

Dem Festakt im Sitzungssaal des niederösterreichischen Landhauses wohnten eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens unserer Heimat und des befreundeten Auslandes bei. Universitäts-Professor Dr. Karl Lechner umriß in einem großangelegten Referat die Geschichte des Vereines. Landeshauptmann DDDr. h.c. Ing. Leopold Figl würdigte die Verdienste des Vereines um das Land Niederösterreich und Universitäts-Professor Dr. Otto Brunner beschloß die Festversammlung mit einem hochinteressanten Vortrag über „Landesgeschichte und moderne Sozialgeschichte“.

Im Rahmen der Feier wurden eine Reihe von verdienten Persönlichkeiten zu Ehrenmitgliedern ernannt und die ältesten Vereinsmitglieder (meist Schulen und Gemeinden!) besonders gewürdigt. Am Sonntag, dem 20. September, fand eine gemeinsame Exkursion „Wiener Becken und Wienerwald“ statt.

Anlässlich des Vereinsjubiläums erschienen folgende Schriften:  
**Karl Lechner:** Hundert Jahre „Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien“, Wien 1964. 253 Seiten, 8<sup>o</sup>.

**Festschrift** zum hundertjährigen Bestand des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich und Wien. 2 Teile. Wien 1964, 1045 Seiten, 8<sup>o</sup>. (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. N. F. 36).  
W. P.

## BUCHBESPRECHUNGEN

Der heimatkundliche Büchermarkt ist für die kommenden Weihnachten besonders gut gerüstet. Es folgt die Besprechung einer Reihe von Waldviertler Neuerscheinungen.

**950 Jahre Pfarre Krems.** Krems an der Donau, Pfarramt, 1964. 341 Seiten, 12 Seiten Abbildungen, 8<sup>o</sup> broschürt.

Unter der Schriftleitung des bekannten Stadtarchivars Dr. Harry Kühnel haben sich eine Reihe von anerkannten Heimatforschern zusammengefunden, die mit ihren Beiträgen den stattlichen Band dieser repräsentativen Festschrift füllen. Nach einem Überblick Kühnells über die wichtigsten historischen Vorarbeiten, die bis ins vorige Jahrhundert zurückreichen, schildert P. Emmeran Ritter die Schicksale der Pfarre von ihrer Gründung im Jahre 1014 bis 1785, wobei es dem Verfasser gut gelungen ist, die allgemeinen kirchlichen, religiösen, politischen und wirtschaftlichen Probleme in all den Jahrhunderten gemeinverständlich darzustellen. Krems gehörte zu jenen niederösterreichischen Ursparren, welche im Zuge der kirchlichen Neuordnung zu Beginn des 11. Jahrhunderts durch den Bischof von Passau gegründet wurden. Aus ihrem ursprünglich riesigen Pfarrsprengel gingen im Laufe der Zeit neunzehn Tochterpfarren hervor! Die hervorragende Stellung der Kremser Pfarrerherren wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß sie gleichzeitig als Dechante des Waldviertels, Passauer Domherren und Pröpste fungierten. Einige von ihnen wurden Bischöfe und Erzbischöfe. Universitätsprofessor J. Wodka hat die Bedeutung der Kremser Pfarrer und des Pfarrklerus in seinem Artikel „Die Inhaber der Pfarre Krems“ eingehend gewürdigt. Professor Helmut Engelbrecht unternahm es, die vergangenen 180 Jahre in einer diffizilen Untersuchung klarzulegen, welche durch die Benützung neuen Quellenmaterials als besonders gelungen bezeichnet werden kann. Die kritische Würdigung der pfarrlichen Ereignisse des 20. Jahrhunderts spricht jeden Angehörigen der Pfarre an und läßt die tieferen Ursachen des zeitgenössischen Geschehens erkennen. H. Kühnel beleuchtet in seinem Beitrag die Baugeschichte der Pfarrkirche von dem romanisch-gotischen Gotteshaus bis zum Neubau der jetzigen Kirche durch Cipriano Biasino. F. W. Riedel stellt bei seiner Abhandlung die Pfarre als Pflegestätte kirchlicher Musik in den Blickpunkt der Betrachtung, wobei das 18. Jahrhundert, begünstigt durch das vorhandene Archivmaterial, besonders gewürdigt wird. Die Festschrift stellt den gelungenen Versuch dar, aus der Fülle und Vielfalt der Themenstellung das Wesentliche in den Vorder-

grund zu rücken und entsprechend zu würdigen. Sie bedeutet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte unserer Heimat.

**Helmut Feigl:** Die niederösterreichische Grundherrschaft vom ausgehenden Mittelalter bis zu den theresianisch-josephinischen Reformen. Wien 1964. 379 Seiten, 8<sup>o</sup>. (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Band 14).

Der Autor dieses hervorragenden Werkes, Archivar im niederösterreichischen Landesarchiv, hat es sich zur Aufgabe gemacht, über jene Periode in der Geschichte der niederösterreichischen Grundherrschaft, die bisher von der Forschung am stiefmütterlichsten behandelt wurde, der Zeit von der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, eine umfangreiche Gesamtdarstellung vorzulegen, der er vor allem das reichhaltige Quellenmaterial des niederösterreichischen Landesarchivs und des Wiener Hofkammerarchivs zugrundegelegt hat.

Der Verfasser schuf in zwölfjähriger, fleißiger Arbeit ein Werk, das an die Arbeiten von Universitäts-Professor Dr. Karl Lechner, seines Lehrers, unmittelbar anschließt und eine fühlbare Lücke in der landeskundlichen Literatur Niederösterreichs ausfüllt. In neunzehn Kapiteln umreißt er den gewaltigen Stoff, der ob seiner Vielfalt und Kompliziertheit vielfach — auch für den gebildeten Laien — unübersehbar war und bemüht sich mit Erfolg, die Probleme bei aller Wissenschaftlichkeit **g e m e i n v e r s t ä n d l i c h** darzustellen. Endlich werden auch die vielen mittelalterlichen volkswirtschaftlichen, verwaltungstechnischen und rechtshistorischen Termini, die dem Lokalforscher auf Schritt und Tritt in Urkunden und Akten begegnen, ausführlich besprochen und an einprägsamen Beispielen erläutert. Man liest über das Wesen der Grund-, Dorf-, Berg-, Vogt- und Landgerichtsobrigkeit ebenso wie über heute kaum mehr verständliche Bezeichnungen wie „Ungelt“, „Zapfenmaß“, „Tatz“, „Robot“, „Zehent“, „Besthaupt“, „An- und Ableit“ usw. Feigl beschäftigt sich mit den Grundproblemen der herrschaftlichen Verwaltung, der Berufsbeamten, der Gerichtsbarkeit und der Dorfdemokratie. Das letzte Kapitel bespricht die Auflösung der Grundherrschaft im 19. Jahrhundert und ihre Folgen auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiet.

Ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein Register über die Personen- und Ortsnamen sowie über die Sachbezeichnungen beschließt diese wertvolle Arbeit, welche als eine der **b e d e u t s a m s t e n** Neuerscheinungen auf dem Gebiete der niederösterreichischen Landeskunde seit dem Ende des 2. Weltkrieges bezeichnet werden kann.

Der „Feigl“, wie das Buch bald zitiert werden wird, sollte in keiner heimatkundlichen Bibliothek und in keiner Schule Niederösterreichs fehlen! Der wohlfeile Preis von 90 Schilling macht diese

Anschaffung bald bezahlt. Dem Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien sei für diese Neuerscheinung, die gerade rechtzeitig zu seinem hundertjährigen Bestandsjubiläum herauskam, herzlichst gedankt. Das Buch ist direkt bei der Vereinsleitung, Wien I., Herrengasse 13, zu beziehen. Pongratz

**Franz Schäffer:** Eggenburg und das Krahuletz-Museum. Wien, Bergland-Verlag, 1964. 80 Seiten, 26 Abbildungen, kl. 8".

Da alle Führer über Eggenburg und sein Museum längst vergriffen sind, hat sich der verdienstvolle Leiter des Krahuletzmuseums Franz Schäffer der Mühe unterzogen, diese fühlbare Lücke zu schließen. Er hat zu diesem Zwecke eine Reihe von bekannten Forschern, wie die Universitätsprofessoren Helmuth Zapfe und Kurt Ehrenberg, Dr. Friedrich Berg, den Leiter des Höbarth-Museums in Horn, Stadtpfarrer Otto Wimmer und Direktor Hans Matz zur Mitarbeit gewonnen, welche über die Sammlungen des Museums, über die Pfarrkirche und die Jugenderziehungsanstalt mit eigenen Beiträgen vertreten sind. Der Hauptteil der Beiträge stammt von Franz Schäffer selbst. Er beschreibt die überaus reichhaltige Volkskunde-Sammlung des Museums und widmet dessen Gründer Johann Krahuletz (1848 bis 1928) eine ausgezeichnete biographische Würdigung. Ein wesentlicher Teil des Büchleins ist der Stadt Eggenburg gewidmet. Schäffer gibt einen kurzgefaßten Überblick über die Geschichte dieser uralten Waldviertler Stadt und behandelt insbesondere deren Markt-, Maut- und Zollwesen. Ein „Stadtrundgang“ (mit Plan), die Beschreibung des berühmten Sgraffitohauses und ein Hinweis auf die Umgebung der Stadt beschließen den Textteil des Führers. Ein reichhaltiger Bildteil über das Museum, die Stadt und die Pfarrkirche bietet eine wertvolle Ergänzung der einzelnen Aufsätze. Der Preis von 30 Schilling gibt die beste Gelegenheit, dieses Heimatbuch nicht nur in die Hand der Jugend, sondern auch in alle heimatkundlich aufgeschlossenen Kreise gelangen zu lassen und bietet überdies den besten Anreiz für die zahlreichen in- und ausländischen Besucher des weltberühmten Krahuletz-Museums, den Führer als „Souvenir“ zur bleibenden Erinnerung mit nachhause zu nehmen. W. P.

**Die Blockheide Eibenstein bei Gmünd.** Ein Naturpark im Waldviertel. Wien, Amt der niederösterreichischen Landesregierung, 1964. 10 Seiten, sieben ganzseitige Photos, drei Kartenskizzen. qu 8", brosch.

Anläßlich der Eröffnung der Blockheide Eibenstein bei Gmünd erschien eine kleine Broschüre, welche alles Wissenswerte über dieses einzigartige Naturschutzgebiet enthält. L. Machura beschreibt unter dem Titel „Willkommen im Naturpark Blockheide Eibenstein!“ in populärwissenschaftlicher Art die Entstehung dieser Blockheide mit ihren bizarr geformten Granitblöcken, welche keine „Findlingsblöcke“, wie im Norden Europas, darstellen, sondern durch gewöhn-

liche Verwitterung an Ort und Stelle entstanden sind. A. Kieslinger untersucht die „Granitblöcke des Waldviertels“ in ihrer geologischen Struktur und eine kurze Studie „Über den Granit“ beschließt die Reihe der Abhandlungen. Sieben prachtvolle Photowiedergaben und zwei Gedichte von Giebisch und Szabo beleben dieses Schriftchen ungemein. Die Heftumschläge zeigen einen Orientierungsplan des Waldviertels und zwei Lageskizzen der Blockheide.

**Helmut Leiter:** Waldviertler Aussichten. Wien, Forum 1964. 72 Seiten, kl. 8" steif kartoniert.

Es ist unglaublich, daß man in diesem schmalen Bändchen eine gesamte Heimatkunde des Waldviertels unterbringen kann! Freilich enthält es keine umfangreichen, tiefschürfenden, hochwissenschaftlichen Abhandlungen, wie z. B. das siebenbändige Stepan-Werk, sondern dem Verfasser gelingt es meisterhaft, die ganze Landschaft gleichsam mit einer schillernden Palette einzufangen. Der Leser wird auf eine sehr nette, vor allem durch Humor gewürzte Art, mit Land und Leuten des Waldviertels bekanntgemacht. Im „Waldviertler Prospekt“ schildert Leiter die Landschaft im allgemeinen als ein Paradies zur Erholung für den „Manager“, er erwähnt die „Sommerfrischen“ und führt gleichzeitig eine Reihe von Waldviertler Spezialrezepten an. Das zweite Kapitel „Waldviertler Porträts“ beginnt gleich mit der Biographie des sagenberühmten Räuberhauptmannes Georg Grasel und seiner Taten — wohl des „populärsten“ Waldviertlers — erwähnt aber dann, wenn auch nur kurz, eine Reihe von Ärzten, Pädagogen, Dichter, Maler, Musiker, Kunsthandwerker und Originale wie K. Höniger und F. Berndl, dem Begründer des Wiener Gänsehäufels. Des Verfassers sogenanntes „Schwerpunktprogramm“ will rein subjektiv gewertet sein, doch bringt es das Wesentlichste über bekannte Burgen, alte Städte, Ruinen, Wallfahrtskirchen, Museen und vergißt nicht einmal die genetivischen Ortsnamen zu erwähnen. Der letzte Abschnitt „Wald und Granit“ charakterisiert noch einmal die Landschaft, wobei der Granit in seinen Erscheinungsformen und industriellen Auswertungen eine besondere Beachtung findet. Unter den Wanderwegen, die an dieser Stelle übersichtlich zusammengestellt werden, fehlt nur der neueste, der „Kamptal-Seenweg.“

Man würde dem Büchlein nicht gerecht werden, wenn man die historischen „Reminiszenzen“ allzu genau unter die Lupe nehmen wollte. Gewiß stimmt das Wesentliche — selbst die Kuenringer sind nicht mehr als „Raubritter“ popularisiert, — doch sind manche historischen Ereignisse allzu sehr vereinfacht und für den Durchschnittsleser ein wenig „gschmackig“ gemacht. Dies soll durchaus nicht negativ gewertet werden, historischer „Klatsch“ bleibt eben viel besser im Gedächtnis haften als langatmige Wissenschaft! Nur einige heimatkundliche „Ergänzungen“ am Rande vermerkt: im

Stift Zwettl wäre wohl neben dem Kreuzgang auch das älteste Dormitorium und Necessarium erwähnenswert gewesen, bei den Burgen hätte man unbedingt Wildberg nennen müssen (die Farben rot-weiß-rot stammen von dort, nicht vom Pöggstaller Besitz der Hohenburger! Seite 54), Aeneas Silvius, der spätere Papst Pius II. war wohl Pfarrpfündeninhaber der Pfarre Weitra, hat aber wohl niemals dort „die Messe gelesen“ (Seite 57) und als „ältesten Bauteil des Waldviertels“ kann man schwerlich die Apsis des Seitenschiffes der Kirche von Friedersbach bezeichnen (Seite 47).

Das „subjektive Schwerpunktprogramm“ des Verfassers könnte natürlich noch beliebig ergänzt werden, doch, wer sich weiterbilden will, den verweist er auf unsere Zeitschrift „Das Waldviertel“ und auf Eppels Kunstführer (Seite 64).

Ich habe das Büchlein mit Vergnügen in einem Zuge durchgelesen und mich besonders an den entzückenden Federzeichnungen, — meist Skizzen von Burgen und Kirchen — von W. Zeller-Zellenberg erfreut, welche den Text wesentlich auflockern. Das letzte Kapitel klingt in die besinnlichen Sätze aus, mit denen ich meine Besprechung abschließen möchte: „Es ist ein schönes Land, aber ein Land ohne Sensationen, ohne die herkömmlichen Sensationen. Es ist keine Landschaft für Leute in der Pubertät, gleichgültig, wie alt sie sind. Ein wenig Abklärung tut not, um den hohen Ernst des welligen Hochlandes zu entdecken, die herbe Freundlichkeit eines Bachgrundes zu erleben und den Kulturwert der alten Dörfer zu spüren, die sich in Mulden ducken oder Höhenrücken erobern. Es ist eine Landschaft für Fortgeschrittene.“

Das Büchlein bezeichnet sich auf dem künstlerisch gestalteten Buchdeckel als „ein Mitbringsel“; und das mit Recht: weckt es doch bei dem, der das Land schon kennt, freundliche Erinnerungen, bei allen andern aber, denen man es in die Hand drückt, das Verlangen, dieses merkwürdige Waldviertel doch einmal kennenzulernen. W. P

**Hermann Wiessner:** Burgen und Schlösser um Friesach. St. Veit und Wolfsberg. Wien, Birken-Verlag, 1964. 168 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Grundrisse. 8<sup>o</sup> broschürt.

In rascher Folge hat der Birkenverlag im Anschluß an seine oberösterreichischen Burgenbücher den ersten Teil seiner Kärntner Burgenbücher herausgebracht und als Bearbeiter den bekannten Kärntner Heimatforscher H. Wiessner gewonnen. Da ja Kärnten bekanntlich im „Dehio“ nicht erfaßt wurde und man bisher immer noch nach Ginharts teilweise überholter Kunsttopographie greifen mußte, wenn man über die Kunstdenkmäler dieses Bundeslandes etwas erfahren wollte, sind wir dem Birken-Verlag für die Inangriffnahme dieser auf drei Werke berechneten Reihe besonders dankbar. In altbewährter Methode folgt der alphabetischen Nennung der Objekte in eckiger Klammer die genaue Lage (Ortsgemeinde, Bezirkshaupt-

mannschaft) der besprochenen Bauten. Den Bau- und Zustandsangaben folgt der historische Teil, in dem vor allem die Erstnennung belegt wird. In der folgenden bis in die Gegenwart geführten Besitzgeschichte werden auch die Wehrfunktionen sowie besondere Begebenheiten mit einbezogen. Zur Erklärung spezieller Fachausdrücke und Quellenangaben wurde noch ein Abkürzungs- und Erläuterungsverzeichnis angeschlossen. Sehr nette Federzeichnungen und Grundrisse beleben das handliche Bändchen, das man auf Reisen bequem unterbringen kann.

W. P.

### Vorankündigungen:

**Edith und Wilhelm Wagesreither:** Kleine Chronik von Schloß Rosenau. Krems an der Donau, Faber in Komm. 1964. 16 Seiten, 12 Abbildungen, 8°, broch.

**Oswald Rieder:** Kamptal-Seenweg-Führer. Horn, Österreichischer Alpenverein, 1964. 36 Seiten, 1 Karte, 12 Abbildungen, 8°, broch.

**Heinrich Weigl:** Historisches Ortsnamenbuch von Niederösterreich. 1. Band. Wien, Verein für Landeskunde von Niederösterreich, 1964. XLVIII, 289 Seiten, 8°, broch.



Allen Mitarbeitern und Lesern unserer Zeitschrift danken wir für die im abgelaufenen Jahre bewiesene Treue und uneigennützigste Arbeitsbereitschaft und wünschen ihnen frohe, friedliche Weihnachtsfeiertage und ein glückliches, erfolgreiches Neues Jahr!

**Schriftleitung und Verlag des Waldviertler Heimatbundes**

**Adler.** Zeitschrift für Genealogie und Heraldik. 82. Jahrgang, 6. Band, 15./16. Heft. Aus dem Inhalt: H. Schöny, Neues zur Stammtafel Nestroy (Nachkommen der Familie bis zur Gegenwart); G. Probszt, Die Widman (Kärntner Adelsgeschlecht); H. Kiesl, Der Raubmord an Johann Christoph Freiherrn von Tattenbach; Besprechungen und Anzeigen, Berichte und Mitteilungen.

Schade, daß diese einzige genealogische Zeitschrift Österreichs, die regelmäßig erscheint, schon seit langem keine volksgenealogischen Artikel mehr bringt!

**Österreich in Geschichte und Literatur.** Herausgegeben vom Institut für Österreichkunde. 8. Jahrgang, Wien 1964, Heft 6—9. Aus dem Inhalt: I. Aichinger, Außereuropäische Landschaften und Menschen in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts aus den Habsburgischen Ländern; A. Füssek, Graf Stürgkh und Graf Tisza; G. Putschögl, Die Ausschußtage der österreichischen Länder (im Jahre 1614); F. Czeike, Bürgermeister Cajetan Felder (von Wien) und seine Zeit; H. Mezler-Andelberg, Graz als Residenz Innerösterreichs 1564—1619; G. Hamenn, Die Niederlande und der Wiener Kaiserhof; Zahlreiche Beiträge zur Zeitgeschichte, Dichtewürdigungen, Nachrichten und Buchbesprechungen. W. P.

## INHALT

Adalbert Klaar: Die Burg Rappottenstein . . . . .	161
Oberregierungsrat Dr. Karl Schöbl: Wissenswertes in den Matriken der alten Stephanspfarre Weiten . . . . .	167
Diplom-Kaufmann August Rothbauer: Eine erbauliche Geschichte vom Umgang mit Nachbarn und der vorgesetzten Obrigkeit . . . . .	170
Die Klöppelspitzensammlung des Krahuletzmuseums . . . . .	172
Edith und Wilhelm Wagesreither: Ergänzungen zur kleinen Chronik von Schloß Rosenau . . . . .	175
Spätgotische Fresken im Karner von Unserfrau . . . . .	176
Ein neuer interessanter urzeitlicher Fund in Horn . . . . .	177
Sepp Koppensteiner: Aus einer Familienchronik . . . . .	178
Otto Mölzer: Die goldenen und silbernen Schlösser . . . . .	184
Hundert Jahre Verein für Landeskunde von Niederösterreich u. Wien . . . . .	186
Buchbesprechungen . . . . .	187

Verlagspostamt Krems/Donau

---

**Aüch Dü**

förderst die heimischen

Schriftsteller als Mitglied der

**Buchgemeinschaft Heimatland**

**Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. Zwei Gold-  
medaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka,  
Krems a. d.D., Untere Landstraße 57, Tel. 2440 - Gegründet 1900**

Lieferant des Lehrerhausvereines

Das Umschlagbild ist ein Holzschnitt Franz Traunfellners.